…ngungen.

… Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Madonna im Rosenhag.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1890.

„Wollen Sie mir noch immer nicht erlauben, einen Arzt zu holen? — Ich fürchte doch, daß dies eine ernstliche Krankheit ist.“

Joseph Hudetz war es, der diese Worte gesprochen. Er stand neben der schlechten eisernen Bettstätte seiner Wirthin und sah aus eingesunkenen, dunkel umschatteten Augen mit einem Blick namenloser Angst auf das todtenhafte alte Gesicht, über welches die düster brennende Küchenlampe nur eine matte Helligkeit breitete. Er war eben nach Haus gekommen und die seltsame, unheimliche Veränderung, die sich seit dem Morgen in dem Antlitz der Greisin vollzogen, hatte seinen Fuß festgebannt und seinen Lippen jene Aeußerung höchster Sorge erpreßt.

Langsam und offenbar mit Mühe erhob die Alte die knochige Hand, um das vom Schweiß verklebte weiße Haar aus der runzligen Stirn zu streichen.

Vielleicht mußte sie erst ihre Gedanken sammeln, um den Inhalt seiner Worte völlig zu verstehen.

„Eine ernstliche Krankheit?“ murmelte sie. „Unsinn! — Es ist gar nichts! Und wenn Sie mir mit einem Doktor kommen, so werden Sie sehen, daß ich noch kräftig genug bin, ihn die Treppe hinunter zu werfen! — So ein Giftmischer brächte es allerdings fertig, mich wegen eines lumpigen Schnupfens auf den Kirchhof —“

Ihre Rede wurde von einem Hustenanfall unterbrochen wie immer, wenn sie anhaltend und in einiger Erregung sprach. Aber Hudetz bemerkte wohl, daß es nicht mehr derselbe Husten war, der ihn so oft des Nachts hatte aus seinem unruhigen Schlummer auffahren lassen. Er war heiser und kraftlos und bereitete ihr ersichtlich die furchtbarste Pein. Auch war er von einem Rasseln und Keuchen begleitet, das für Hudetz einen besonders schauerlichen Klang hatte, weil er es nie zuvor aus einer menschlichen Brust vernommen.

Rathlos und von Angst geschüttelt stand er da, den Hut noch immer in der Hand haltend und seine Augen von einem Ende des kahlen Küchenraumes zu dem anderen sendend, als müsse ihm von da her eine Eingebung kommen, was er zu thun habe, um das Schrecklichste abzuwenden.

„Ach — diese Schmerzen!“ stöhnte die Alte, als sie wieder nothdürftig zu Athem gelangt war. „Es ist, als ob mir da drin was zerrissen wäre! Aber es hat nichts zu sagen. Der Tod — der Tod ist das noch lange nicht.“

Sie hatte so oft und mit so viel Gleichmuth von ihrem nahen Ende gesprochen, daß die Zuversicht, mit welcher sie jetzt einem glücklichen Ausgang ihrer Krankheit entgegen sah, trotz des beängstigenden Augenscheins einige Wirkung auf Hudetz hatte.

„Gewiß nicht, Frau Haberland!“ sagte er mit einem kleinen Aufathmen. „Wer möchte denn auch gleich an das Schlimmste denken!“

Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse, die vielleicht ein höhnisches Lächeln sein sollte.

„Das Schlimmste? — Na, das Schlimmste wäre es nun wohl nicht! — Aber das ist ja alles dummes Gerede! — Kochen Sie mir lieber eine Tasse Brustthee, wenn Sie sich schon nützlich machen wollen. Die Düte liegt oben rechts im Schrank und der Kandis ist in dem Tassenkopf daneben.“

Mit hastiger Bereitwilligkeit schickte sich Hudetz an, ihrem Verlangen zu willfahren. Aber er verstand sich schlecht auf derartige häusliche Verrichtungen, und es währte lange, ehe er das Getränk zur Zufriedenheit der Alten fertig gestellt hatte. So weit der immer

wiederkehrende schreckliche Husten es ihr gestattete, ertheilte sie ihm die erforderlichen Anweisungen und schalt ihn wegen seiner Ungeschicklichkeit, wie wenn er ihr Diener oder ein unreifer Knabe gewesen wäre.

Geduldig und ohne auch nur eine Miene zu verziehen, ließ er ihre unwirrschen Reden über sich ergehen. In beinahe demüthiger Haltung näherte er sich endlich mit der dampfenden Tasse ihrem Lager.

„Richten Sie mich auf!“ stöhnte sie. „Ich weiß nicht, was das ist; aber ich habe ein Gefühl, als ob mir das Kreuz entzwei gebrochen wäre.“

Er legte seinen Arm um ihren Nacken und stützte sie so sorglich und zart, wie nur ein liebevoller Sohn seine Mutter hätte unterstützen können. Trotzdem war die Kranke unzufrieden.

„Wollen Sie mir denn die Knochen zerdrücken?“ murrte sie. „Die Männer haben nun 'mal keine Hand für so was — sie taugen überhaupt zu nichts Anderem als dazu, die Weiber unglücklich zu machen. — So — nun reichen Sie mir die Tasse, aber geben Sie Acht, daß nichts verschüttet wird!“

Er brachte das Gefäß an ihre Lippen und sie versuchte zu trinken. Aber schon nach dem ersten Schluck schüttelte es sie wie ein heftiges Fieber und sie stieß den Arm des Studenten unsanft zurück.

„Es will nicht hinunter,“ ächzte sie, „stellen Sie

die Tasse weg. — Am Ende geht es ja auch ohne den Thee vorüber."

Sie sank auf das Kissen zurück, und während sich Hudetz bemühte, ihrem Kopfe eine möglichst bequeme Lage zu geben, fiel es ihm auf, wie merkwürdig weiß und spitz ihre Nase geworden war.

„Kann ich denn sonst gar nichts für Sie thun?" fragte er; denn auf seinen Vorschlag bezüglich des Arztes wagte er nicht mehr zurück zu kommen.

Die Alte machte eine verneinende Bewegung, und er ließ sich auf eine Ecke des harten Holzstuhles nieder, der zwischen dem Bett und dem mit Wachsleinwand überzogenen Tische stand. Wohl eine Viertelstunde verging, ohne daß er auch nur gewagt hätte, sich zu rühren, dann meinte Frau Haberland plötzlich:

„Ich will versuchen, zu schlafen. Aber du wirst hier bleiben, nicht wahr?"

Es bereitete ihm einen großen Schrecken, daß sie ihn mit du anredete, denn nur im Fieberwahn konnte ihr ja ein solcher Irrthum begegnen. Aber er beeilte sich trotzdem ihr zu versichern, daß er nicht von der Stelle weichen werde, so lange seine Anwesenheit ihr erwünscht sei. Die Alte murmelte etwas Unverständliches und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Da die Hustenanfälle sich nicht wiederholten, meinte Hudetz, sie sei wirklich eingeschlafen und rückte sich auf seinem

Stuhle geräuschlos in eine etwas weniger unbequeme Lage, aber die Situation, in welche er sich da befand war trotzdem peinlich und unerfreulich genug. Ohne eine andere lebendige Gesellschaft als diejenige des schwer kranken Weibes, von qualvoller Angst durchzittert und unfähig irgend etwas zu ihrem Beistande oder zur Erleichterung ihrer Leiden zu thun, starrte er unverwandt in das kleine röthliche Flämmchen der unangenehm dünstenden Lampe. Das Feuer in dem Küchenofen, auf welchem er den Thee bereitet hatte, war wieder erloschen, und ein unangenehmes Kältegefühl schlich ihm erstarrend durch die Glieder. Er dachte daran, sein Bild aus dem Nebenzimmer zu holen und sich mit der Betrachtung desselben, deren er ja niemals müde werden konnte, die Stunden dieser entsetzlichen Nacht zu verkürzen. Aber wie er einmal einen zaghaften Versuch machte, leise von seinem Sitz aufzustehen, bewegte sich die Alte unruhig und stieß abgebrochene Worte aus, die er für eine Mahnung an sein Versprechen nahm. So gab er seine Absicht auf, zog die dünnen Schöße seines Rockes über die frostbebenden Kniee und stierte von Neuem in das Licht der Lampe, das ihn vielleicht nur darum so unwiderstehlich anzog, weil seine leise zitternden Bewegungen die Täuschung erwecken konnten, daß es etwas Lebendiges sei.

Wenn er nur ein Gläschen Branntwein gehabt

hätte! Nur wenige Tropfen von dem herrlichen, wunderthätigen Getränk, das Vergangenheit und Gegenwart wie durch das Machtwort eines Zauberers in Nichts versinken ließ und die köstlichsten Zukunftsbilder vor die Seele gaukelte. Er kannte ja die Wirkung dieses Lebenselixirs jetzt schon gut genug! Der Maurer, welcher ihm in dem verpesteten Kaffeekeller das Glas mit dem beizenden Nordhäuser zugeschoben hatte, war ihm ein Wohlthäter geworden, dem er im Grunde seines Herzens täglich von Neuem dankte. Nicht, daß er eigentlich ein Trinker geworden wäre, wie es sein Vater war — o nein, der bloße Gedanke an diese Möglichkeit hätte ihn ja mit Grauen und Entsetzen erfüllt und ihn vielleicht in die Wellen der Spree getrieben! Aber wenn er sich so durch das Gewühl der Straßen wand, unter dem breiten Rande seines Hutes hervor unausgesetzt nach rechts und links spähend, ob noch immer Niemand Miene mache, ihn zu ergreifen, — von jedem ungewöhnlichen Geräusch hinter seinem Rücken zum Tode erschreckt und oft von sinnloser Angst geschüttelt, wenn flüchtige Aehnlichkeit ihn in einer vorübergehenden Dame die Malerin aus dem Museum vermuthen ließ, — dann konnte er doch zuweilen der Versuchung nicht widerstehen, in irgend eine abgelegene Destillation einzutreten und einen seiner wenigen Groschen für ein Gläschen Branntwein zu

opfern. Jeder Andere hätte nach dem Genuß einer so geringen Menge wohl kaum eine flüchtige Anregung seiner Lebensgeister gespürt; sein Körper aber besaß eine so geringe Widerstandsfähigkeit gegen das bluterhitzende Gift des Alkohols, daß die wenigen Tropfen stets hinreichend waren, ihn auf's Neue in jenen Zustand geistiger und körperlicher Spannkraft zu versetzen, dem er das Gelingen seiner verwegenen Rachethat gegen die grausame menschliche Gesellschaft ausschließlich zu verdanken hatte.

Dann konnte er sich dreist unter die geschäftige Menge mischen, erhobenen Hauptes konnte er die neugierigen Blicke erwidern, die sich auf ihn richteten, — ja, es konnte ihm sogar ein eigenthümlich prickelndes Vergnügen bereiten, mit seinem Aermel den Mantel eines Schutzmannes zu streifen und sich an der gleichgültigen Miene des Mannes zu ergötzen, der ihn unbehelligt seines Weges ziehen ließ, obwohl er sich mit einem einzigen Griff die Belohnung von tausend Mark hätte verdienen können, welche man auf die Festnahme des Galerie-Diebes ausgesetzt hatte. In solchen Stunden hatte er wieder Pläne und Hoffnungen für die Zukunft und nur in solchen Stunden war er im Stande, an seinem Essay über die Brüder van Eyck zu arbeiten, an dessen Erfolg sich ja alle diese luftigen Pläne knüpften. —

Warum hatte er nur gerade heute Abend der Versuchung widerstanden, heute, wo eine so gewaltige Anforderung an die Kraft seines Körpers und an die Elasticität seines Geistes gestellt wurde! Mit Freuden hätte er Alles, was er besaß, für ein Glas des elendesten Fusels hingegeben. Er begriff mit einem Mal, was seinen unglücklichen Vater aus dem häuslichen Jammer heraus immer und immer wieder so unbezwinglich in das Wirthshaus gezogen hatte, bis der letzte Kreuzer darauf gegangen war. Wahrhaftig, er war sehr ungerecht gewesen, wenn er all' diese Jahre hindurch stets nur mit Grauen und unsäglicher Verachtung an den halb verthierten Mann im Armenhause hatte denken können! —

Die Mitternachtsstunde ging vorüber. In einem dumpfen, schwermüthigen Hinbrüten, das zwischen Wachen und Schlafen die qualvolle Mitte hielt, zählte Hudetz den Schlag der Viertelstunden, welche in unendlichen Zwischenräumen die Thurmuhr der Dankeskirche verkündete. — Jetzt wieder — eins — zwei — drei! Dreiviertel auf zwei! — Wie grauenhaft lang war diese Nacht! Ihm war, als könne er ihr Ende nimmer erleben.

Das Drahtgeflecht der eisernen Bettstätte knirschte. Die Kranke hatte sich bewegt, und als er sich hastig umwandte, sah er ihr gerade in die weit geöffneten,

brennenden Augen, die in den fleischlosen Höhlen eines Todtenkopfes zu liegen schienen.

„Bist du dabei gewesen, als deine Mutter starb?“ fragte sie, und Hudetz hatte Mühe, die Stimme wieder zu erkennen, die jetzt mit eigenthümlich röchelnden und pfeifenden Nebenlauten aus ihrer Kehle kam.

„Nein,“ sagte er, „aber Sie sollten jetzt nicht an Tod und Sterben denken, Frau Haberland! Der Schlummer hat Sie recht erquickt, nicht wahr?“

„Ich habe nicht geschlafen, — dazu ist ja nachher noch Zeit genug! — Also du warst nicht dabei? — Nun, mein Sohn wird auch nicht dabei sein, wenn seine Mutter stirbt!“

„Ihr Sohn, Frau Haberland? — Sie haben einen Sohn und haben doch nie von ihm gesprochen? — Wollen Sie, daß ich ihn von Ihrer Krankheit in Kenntniß setze?“

„Nein! — Ich will ihn nicht sehen — nie mehr — nie mehr! denn er ist ein undankbarer, herzloser Wicht!“

Er wußte ihr nichts zu antworten, und es blieb wieder eine Weile still, dann sagte die Alte:

„Hole das Buch her, das im Schrank unter den Handtüchern liegt! Du kannst mir etwas vorlesen!“

Hudetz erhob sich sofort, und er fühlte erst jetzt, wie steif und fast empfindungslos seine Glieder ge-

worden waren. Er mußte Minuten lang suchen, ehe er das Verlangte fand, so sorgsam war es unter Geschirr und Wäsche versteckt. Als er nun mit dem Buche an den Tisch trat, erkannte er, daß es derselbe dickleibige Foliant war, bei dessen Lektüre sich seine Wirthin stets so ungern hatte überraschen lassen. Er schlug den schweren, schweinsledernen Deckel auf und sah mit Ueberraschung das Titelblatt einer alten, in gewaltigen Lettern gedruckten Bibel.

„Du wunderst dich, nicht wahr?“ meinte die Alte, als hätte sie seine unausgesprochenen Gedanken errathen können. „Na, fromm bin ich auch nicht, — wenigstens nicht, was die Leute so nennen! Und von den Stadtmissionaren und solchem Gelichter hab' ich nie was wissen wollen. Aber das da ist ein altes Erbstück, und so gut wie andere Bücher ist es immer noch! — Und es geht ja auch am Ende keinen was an, ob ich fromm bin oder nicht! — Schlage 'mal die Seite auf, wo der Brief liegt und lies mir den Spruch vor, der da steht. Ich habe ihn mit Waschblau angestrichen.“

Hudetz that schweigend nach ihrem Begehren. Das zusammengefaltete Blatt von der Form und dem Aussehen einer amtlichen Zustellung lag bei dem ersten Kapitel des Buches Ruth, die Stelle aber, welche Frau Haberland mit einem dicken, halb verwischten blauen Rande umgeben hatte, und welche er ihr jetzt mit

seiner leisen, traurigen, eintönigen Stimme vorlas, lautete:

„Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott! Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden!"

„Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden!" wiederholte die Alte, und es war eine beklemmende Feierlichkeit in der Art, wie sie langsam mit ihrer röchelnden, fast versagenden Stimme diese Worte sprach.

„Soll ich weiter lesen?" fragte Hudetz, als wieder eine geraume Zeit unter tiefem Schweigen verstrichen war.

„Ist nicht nöthig! — Das ist mir immer das Liebste gewesen in dem ganzen Buch. — Es paßt so gut — ja, es paßt, als wenn es für mich geschrieben wäre! ‚Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte' — na, er hat mir freilich nicht darein geredet, denn er war herzlich froh, wenn er ein Obdach fand, ein Bett und einen Teller mit Essen, sobald sie ihn einmal aus dem Kasten ließen! Aber der Junge, der verdammte, herzlose Junge, hat er mir nicht schon von

seinen Schuljahren her immerfort in den Ohren gelegen, ich sollte mich von dem Alten scheiden lassen, weil er nicht einen Vater haben wollte, der im Gefängniß saß? — Als wenn er ihm nicht das Leben gegeben, nicht manche liebe Nacht an seinem Krankenbette gewacht und nicht rechtschaffen für ihn gearbeitet hätte, bis der dreimal verfluchte Tischler-Ede ihn herum kriegte — Gott weiß, wie! — Darf ein Sohn seinen Vater verwünschen und ausspucken wie vor einer Kröte, wenn er seinen Namen nennen hört? Na, wie er das wieder einmal that — es war an seinem Confirmationstage und er kam eben aus der Kirche, da schlug ich ihn mit dem hölzernen Löffel, den ich gerade in der Hand hatte, auf den Mund, daß das Blut aufspritzte — und seitdem ist er fort und sein Fuß hat meine Schwelle nicht mehr überschritten. Ein Balletttänzer ist er geworden, und ich hätte ja manches Mal hingehen können, mir seine Luftsprünge anzusehen, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hätte. Aber ich hatte mir's zugeschworen: Blind will ich werden, wenn ich das thue! — Und kein Stück soll er haben von meinen sieben Sachen! — Du bist ein rechtschaffner Mensch, wenn du auch schon im Gefängniß gesessen hast — und dir soll Alles gehören — auch das Sparkassen-buch unter meinem Kopfkissen — und die Bibel —

— hörst du? — die Bibel auch — und — ach — was ist das — — August — August —"

Nicht ein einziges Mal hatte sie gehustet, trotz ihres anhaltenden Sprechens — nun aber kam es mit einem Mal — klanglos, erstickend, wie wenn sich ihr aus dem Innern der Brust ein fremder Körper in die Luftröhre gedrängt habe. Hudetz sprang auf und beugte sich über sie herab. Sein Herzschlag stockte und das Entsetzen verzerrte seine Züge. Die knochigen Hände der Alten tasteten umher, als ob sie nach einer Hülfe, nach einem Beistand suchten, — sie würgte nnd ächzte — und dann quoll plötzlich ein Strom hellen, schaumigen Blutes aus ihrem Munde.

Unfähig ein Glied zu bewegen oder auch nur die Lippen zu einem Schrei zu öffnen, starrte Hudetz auf das Fürchterliche. Und so stand er noch immer in regungslosem Grauen, als das Blut längst aufgehört hatte zu fließen, als sich der alte, hagere Leib gereckt und gestreckt hatte wie zu einem langen Schlafe und als es wie ein Riß über die weit geöffneten Augen gegangen war, die seelenlos und verglast nach der grauen, schmutzigen Zimmerdecke stierten. — So stand er noch immer, als er längst die Gewißheit gewonnen hatte, daß er nun der einzige Lebende in diesem Raume sei — —

Vom Thurm der Dankeskirche schlug es halb

drei. Die schwelende Lampe auf dem Küchentische brannte noch düsterer als zuvor, denn der Petroleumvorrath in dem kleinen Glasbassin war fast erschöpft. Unten auf der Straße gröhlte ein Betrunkener ein wüstes Lied, und in der tiefen Stille hörte man auch die Stimme des Nachtwächters, der ihn zur Ruhe verwies.

Schaudernd wandte Hudetz sein Gesicht von dem blutbesudelten Lager der Alten ab. Das also war der Tod! Eiskalt griff es nach seinem Herzen. Er hatte sich manchmal mit dem Gedanken an Selbstmord getragen, nun aber wußte er, daß er niemals den Muth dazu haben würde, denn nun hatte er zum ersten Mal gesehen, wie grauenhaft es sei, zu sterben.

Der Kopf war ihm so wüst und eine so unbezwingliche Müdigkeit legte sich auf seine Augenlider, daß ihn der Gedanke, was nun aus ihm werden solle, für den Moment kaum zu beunruhigen vermochte. Schlafen — schlafen, und wäre es auch nur für zwei oder drei Stunden, das war der einzige Wunsch, zu welchem er sich aufraffen — das einzige Vornehmen, welches er ausdenken konnte.

Als er an den Tisch trat, um die Lampe vollends auszulöschen, fiel sein Blick auf die Bibel und auf das amtlich aussehende Schriftstück, welches die Alte neben ihren Lieblingsspruch gelegt hatte. Fast mecha-

nisch faltete er es auseinander. Da stand oben am Kopfe in Druckschrift:

„Der Direktor des Zuchthauses zu Sonnenburg.“

Und darunter von einer gleichgültigen, ausdruckslosen Kanzlistenhand:

„Es diene Ihnen zur gef. Kenntnißnahme, daß Ihr Mann, der wegen schweren Diebstahls im wiederholten Rückfalle zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilte und bis dahin in der hiesigen Strafanstalt internirt gewesene Schlosser August Haberland am 23. dss. Mts. an der Lungenschwindsucht verstorben und gestern auf dem Sträflingskirchhof begraben worden ist. — Bezüglich des Nachlasses, welcher aus verschiedenen Kleidungsstücken und einer kleinen, durch Ueberarbeit erworbenen Sparsumme besteht, wird Ihnen demnächst Weiteres eröffnet werden.“

Das Schreiben trug den Poststempel des vorgestrigen Tages. Die Empfängerin hatte es also vorgezogen, jene weiteren Eröffnungen nicht mehr abzuwarten. —

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch —“ las Hudetz unwillkürlich auf der von Waschblau umränderten Stelle. Er sah sich noch einmal nach der Leiche um, und das fahle, faltige Todtengesicht erschien ihm jetzt minder schrecklich als zuvor.

Wohl war es nur das harte, unschöne Antlitz eines armen alten, in Kummer und Arbeit ergrauten Weibes aus dem Volke; aber der ehemalige Student meinte etwas von dem verklärenden Schimmer der Liebe darauf zu sehen — jener Liebe, die stärker ist als die Noth und mächtiger als der Tod — —

Und jetzt fand er auch den Muth, ihr mit seinen Fingerspitzen sanft die gebrochenen Augen zu schließen, ehe er sich im Nebenzimmer angekleidet auf sein Lager warf. —

Noch kämpfte der junge Tag mit dem Schatten der Dämmerung, als Joseph Hudetz nach vorsichtiger Beobachtung seiner nächsten Umgebung hinaustrat. Statt des auffallenden grauen Kragenmantels, den er nach dem Tage des Galeriediebstahls überhaupt nicht mehr angelegt hatte, trug er einen dünnen, abgeschabten Sommerüberrock; mit der Linken aber umklammerte er in ängstlichem Druck den ledernen Henkel des kleinen Handkoffers, welcher seine Habe und sein kostbares Geheimniß barg.

Unschlüssig blickte er nach rechts und links, dann aber schlug er die Richtung ein, welche ihn dem Centrum des erwachenden Berlin entgegen führte.

Wohin er ging, er wußte es selber nicht. Sein Weg hatte kein Ziel und kein Ende; in's Unbestimmte, Nebelhafte führte er hinaus, — vielleicht noch einmal in einen Hafen kurzer trügerischer Ruhe, vielleicht auch

in jenen tiefen, nie gemessenen Abgrund, aus welchem keine Wiederkehr ist an das Licht des Tages.

Niemand aus der Nachbarschaft sah ihn gehen, — Niemand kümmerte sich um ihn — spurlos verschwand er in dem ungeheuren Getriebe der vom mächtigen Schlummer erstehenden Millionenstadt.

Als Marie von Brenckendorf nach jener unglücklichen Ballnacht ihr Stübchen aufgesucht, da war es ihr als unabänderlich erschienen, daß der nächste Tag etwas Außerordentliches bringen müsse — eine Lösung und Klärung, und wäre es auch um den Preis all' ihrer Hoffnungen und Wünsche.

Aber das Außerordentliche, auf welches sie sich bereitet hatte, war nicht geschehen. Ja, sie selber würde kaum im Stande gewesen sein, es herbei zu führen, auch wenn sie die Entschlossenheit und die Kraft des Willens dazu besessen hätte.

Wohl erwachte sie am folgenden Morgen mit der Gewißheit, daß sie eine Erklärung von Engelbert fordern müsse, sobald sich ihr Gelegenheit biete, ihn ohne Zeugen zu sprechen. Aber als sie dann bei ihrem Eintritt in das Frühstückszimmer sah, daß sein Platz leer war, als

sie ohne ihre Frage aus einer absichtslosen Aeußerung Cillys erfuhr, daß ihn dienstliche Pflichten schon vor einer Stunde abgerufen hätten und daß er vielleicht nicht einmal zum Diner wiederkommen würde, da athmete sie doch wie in tiefer Erleichterung auf und dankte in ihrem Herzen dem Zufall, welcher die unvermeidliche Auseinandersetzung wenigstens noch um einige Stunden hinausgeschoben hatte.

Und jenes Andere, vor dem sie sich noch viel mehr gefürchtet hatte: ihre erste Wiederbegegnung mit Lothar, sie ging so ruhig und unauffällig vorüber, als wäre ihr Gespräch in der verflosseuen Nacht nichts Anderes gewesen denn ein häßlicher Traum. Er empfing sie mit derselben Verbeugung, die an jedem Morgen seine Erwiderung auf ihren Gruß gewesen war, und wenige Minuten nach ihrem Eintritt ging er mit dem Bemerken, daß er im Moabiter Justizgebäude zu thun habe, aus dem Gemache. Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß es Mariens Erscheinen gewesen sei, welches ihn vertrieben habe, — auch dem schärfsten Beobachter würde kein Anlaß zu der Vermuthung gegeben worden sein, daß zwischen ihnen über Nacht irgend etwas anders geworden sei als zuvor.

Unter der Nachwirkung der nächtlichen Strapazen mußte es begreiflich genug erscheinen, daß eine rechte Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit im Hause des Generals heute nicht aufkommen wollte, und Mariens Blässe,

ihre Wortkargheit und Zerstreutheit bedurften darum kaum einer besonderen Erklärung. War doch selbst Cilly, die sich sonst mit einigem Stolz ihrer Unverwüstlichkeit in diesen Dingen rühmte, heute sehr still und von einer eigenthümlichen Weichheit des Wesens, die mit ihrer gewöhnlichen Spottlust merkwürdig kontrastirte. Fast noch zärtlicher als sonst schloß sie sich an Marie an, und ganz gegen ihre Gewohnheit, diese Zeit des Tages zu einer Spazierfahrt oder zu Besuchen bei bekannten und befreundeten Familien zu benutzen, richtete sie heute an ihre Cousine die gern erfüllte Bitte, ein Stündchen mit ihr zu musicieren.

„Willst du singen?" fragte Marie; aber Cilly schüttelte entschieden ablehnend das Köpfchen.

„Wir wollen vierhändig spielen, wenn es dir recht ist. Ich fühle, daß ich heute gar keine Stimme haben würde."

„Vielleicht die Ouvertüre zur „Diebischen Elster?" — Das ist ja wohl dein Lieblingsstück?"

„Nein — nein! — Etwas Ernstes — Getragenes — Schwermüthiges! Da — den Trauermarsch von Chopin! — Warum sollten wir nicht auch einmal Grabesmusik machen können?"

Eine solche Wahl sah den sonstigen Neigungen ihres lebensprühenden Bäschens allerdings so wenig ähnlich, daß ihr Marie mit einiger Ueberraschung in

das ernsthafte Gesichtchen sah. Doch Cilly that, als ob sie diesen verwunderten Blick nicht bemerke und setzte sich mit einer gewissen Feierlichkeit auf ihrem Stuhl zurecht.

„Du bist doch damit einverstanden, daß ich den Baß nehme?" sagte sie. „Diese schaurigen Todtenglockentöne sind ja gerade das schönste an dem ganzen Stück."

Ihre plötzliche Begeisterung für Chopins schwermuthsvolle und doch von so wundersamen Klängen himmlisch süßen Trostes durchzitterte Tondichtung hinderte das Töchterchen des Generals indessen nicht, einige Male empfindlich daneben zu greifen und mit den strengen Gesetzen des Taktes hier und da in merklichen Zwiespalt zu gerathen. Sie hatten kaum mehr als die Hälfte gespielt, als sie plötzlich die Hände von den Tasten sinken ließ.

„So traurig ist dieser Trauermarsch gewiß noch niemals zu Gehör gebracht worden," sagte sie, und ein Fünkchen von dem alten Uebermuth leuchtete schon wieder in den dunkeln Augen auf. „Wir sind ja um nahezu einer Viertelmeile aus einander."

„So laß uns noch einmal beginnen!" schlug Marie vor. „Du mußt etwas besser zählen."

„Zählen?! — O, du prosaische Künstlerin! — Diese Kirchhofsmusik sollte der natürliche Ausdruck

meiner gegenwärtigen Stimmung sein, all' mein Herzeleid wollte ich in sie ausströmen lassen, — und du, du verlangst von mir, ich solle zählen. Wahrhaftig, ich glaube, du hast mir meinen ganzen, schönen Kummer verleidet!"

Und sie schlang beide Arme um den Hals der erstaunten Marie, schmiegte ihre Wange an das weiche lichtblonde Haar und flüsterte ihr in's Ohr:

„In dieser Nacht habe ich ja meine erste und einzige Liebe im zarten Alter von kaum vier Monaten zu Grabe getragen."

Trotz des traurigen Inhalts dieser vertraulichen Mittheilung und trotz ihrer eigenen Niedergeschlagenheit mußte Marie lächeln.

„Wirklich, Cilly? Und du bist ganz sicher, daß sie nicht etwa nur scheintodt ist?"

„Nein, Theuerste, dazu ist keine Hoffnung! Sie ist ganz todt — mausetodt, — da hilft kein Jammern mehr und keine Reue. Wie ich den armen Prinzen gestern abgefertigt habe, bleibt ihm gar nichts Anderes übrig, als sich innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden entweder eine Kugel vor den Kopf zu schießen oder sich bis über beide Ohren in ein anderes weibliches Wesen zu verlieben. Für mich aber ist der Effekt ja in beiden Fällen so ziemlich derselbe."

„Arme Cilly! — Aber man muß dir das Zu-

geständniß machen, daß du das Unvermeidliche mit Würde trägst."

„Nicht wahr? — Alle unglücklich Liebenden könnten sich ein Beispiel an mir nehmen! — Doch ich bitte mir aus, daß du mich darum nicht für gefühllos hältst! — Als ich heute Morgen aufwachte, hatte ich da drinnen wirklich so eine unbestimmte Empfindung von gebrochenem Herzen, und wenn ich mich nicht vor Cheriette genirt hätte, würde ich ohne Zweifel sogar bittere Thränen vergossen haben. — Während des Frühstücks ist es dann allerdings langsam besser geworden."

„Ein neuartiges Heilmittel — in der That! — Und weißt du auch, meine liebe Cilly, daß ich unsern gestrigen Unfall jetzt als ein großes Glück für dich ansehe?"

Mit halb verlegener und halb schelmischer Miene sah die Gefragte zu ihr auf.

„Wirklich? — Etwa, weil er mir die Auszeichnung verschaffte, meinen Vetter Wolfgang wiederzusehen?"

„Nein, — nicht deshalb! — Aber er ist doch wohl die Veranlassung gewesen, daß du — um mich deiner eigenen Worte zu bedienen — in dieser Nacht deine erste und einzige Liebe zu Grabe getragen?"

„Ja, — das heißt: ein wenig poetische Ueber-

treibung mußt du natürlich der gehobenen Stimmung zu gute halten! Wenn ich sage ‚meine erste Liebe‘, so rechne ich eben den Litteratur-Professor so wenig als den kleinen Fähnrich von Rochlitz, der mein erklärter Kavalier in der Tanzstunde war; und wenn ich sage ‚meine einzige‘, so will ich damit noch nicht gerade etwas verschworen haben.“

Sie sprach ganz eifrig, halb im Ernst, halb im Scherz. Marie aber zog die zierliche, geschmeidige Elfengestalt fester an sich und erwiderte herzlich:

„Nun wohl, Prinz Lamoral ist dir in Wahrheit nicht mehr gewesen, als der Litteratur-Professor und der Fähnrich, über deren Anbetung du dich heute so leichten Sinnes lustig machst. Und doch würdest du dich vielleicht entschlossen haben, seine Gattin zu werden, wenn er sich vor dem häßlichen Ereigniß vom gestrigen Vormittag um deine Hand beworben hätte. In Unkenntniß deiner eigenen Empfindungen würdest du dich einem Manne zu Eigen gegeben haben, dessen gesellschaftlicher Rang und dessen glänzende Erscheinung dich vielleicht bestochen hatten, den du aber sicherlich niemals geliebt hast.“

Die lustige Cilly schaute nachdenklich vor sich hin.

„Wie weise du doch zu sprechen weißt, Mariechen! — Und wahrscheinlich hast du Recht! — Aber ich gebe dir mein Wort, daß ich allen Ernstes glaubte

ihn zu lieben. Erst als sich mein Herzeleid heute während des Frühstücks so rasch verflüchtigte, und als ich mir mit meinem Chopinschen Trauermarsch und meinen falschen Griffen mit einem Mal so ungeheuer komisch vorkam, merkte ich, daß es doch wohl nichts Rechtes damit gewesen sei. Doch das ist eigentlich eine recht entmuthigende Erkenntniß. Woraus in aller Welt soll man den nun in einem solchen Fall ersehen, ob es wirklich und wahrhaftig die echte, wahre, einzige Liebe ist? Man kann doch nicht immer eine so lebensgefährliche Probe darauf machen wie die, welche Prinz Lamoral so schlecht bestanden hat!"

„Die rechte Liebe bedarf solcher Proben nicht Cilly! Wenn dich nicht der bloße Gedanke, den Gegenstand deiner Neigung für immer zu verlieren — ja, der Schatten einer Sorge, von ihm verkannt oder mißachtet zu werden, mit namenlosem, unaussprechlichen Weh erfüllt, wenn du nicht mit tausend Freuden bereit bist, jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen, nur um dies Aeußerste, Schmerzlichste von dir abzuwenden, dann darfst du sicher sein, daß es nicht Liebe war, was du empfunden."

„Nun, ich will mir's merken — für den Fall, daß ich's überhaupt noch einmal fertig bringen sollte, Wohlgefallen an einem Manne zu finden! — Doch genug von diesen sentimentalen Geschichten! Jetzt

spielen wir etwas Lustiges — das Lustigste, das wir haben!“

Marie willfahrte ihr auch diesmal; aber jetzt lag die Schuld an ihr, wenn sie mit ihrem Spiel nicht immer im Gleichklange blieben. Und nicht das im Grunde so harmlose Herzenserlebniß der Freundin war es, das ihre Gedanken hartnäckig von den Noten abzog, sondern der Klang ihrer eigenen Worte, die ihr im Ohre nachtönten, wie wenn sie aus einem fremden Munde gekommen wären.

„Der Schatten einer Sorge, von ihm verkannt oder mißachtet zu werden — —“, wie in aller Welt hatte sich gerade diese Aeußerung auf ihre Lippen drängen können? Sie war ein halb unbewußter Ausfluß ihres innersten Empfindens gewesen, das unterlag keinem Zweifel, aber gerade deshalb wollte sie ihr selber nun um so erstaunlicher und fremdartiger erscheinen. Es gab ja nur einen einzigen Menschen, von dem sie fürchten mußte, daß er sie verkannt habe und sie verachte; aber jener Eine war nicht der Mann, den sie liebte, er war nicht einmal ihr Freund, sondern er war ihr ein beinahe fremder, der sie abstieß, und den sie fürchtete, seitdem sie ihn so schnell entschlossen gesehen hatte, um der Wahrheit willen selbst seines eigenen Bruders nicht zu schonen.

Doch Cilly in ihrer plötzlich wieder erwachten

Munterkeit und Lebhaftigkeit ließ ihrer Base nicht Zeit, sich dem Grübeln über das seltsame Räthsel lange hinzugeben. Sie gab sie nicht für eine einzige Minute frei und wich auch nicht von ihrer Seite, als Engelbert unmittelbar vor Beginn der Tafel nach Hause zurück kehrte. An dem Diner nahmen einige höhere Offiziere als Gäste theil, und es war nicht sehr verwunderlich, wenn die fast ausschließlich auf militärische Angelegenheiten bezügliche Unterhaltung dem Dragonerlieutenant wenig Zeit ließ, sich einem Gespräch mit den beiden jungen Damen zu widmen. Nach aufgehobener Tafel wurde er zu einer Spielpartie herangezogen, und für die späteren Abendstunden war er zu einem von Kameraden veranstalteten Liebesmahl geladen. So hätte Marie vergebens nach einer Möglichkeit gesucht, ihn unbelauscht und ungestört zu sprechen.

Allerdings war Engelbert sonst in dem Bemühen, eine Gelegenheit zu solcher verstohlenen Zwiesprache herbeizuführen, vielleicht geschickter und erfinderischer gewesen als gerade heute, wo sich bei ernstem Willen ein geeigneter Vorwand für ihn doch wohl hätte ersinnen lassen. Dafür aber, daß er ein Alleinsein mit Marie etwa geflissentlich vermieden hätte, bot sich in seinem Benehmen jedenfalls ebensowenig ein Anhalt, — und als er ihr beim Fortgehen Gute Nacht

sagte, traf sie für eine flüchtige Sekunde ein ebenso begehrlicher und glühender Blick wie gestern bei der tollen Mazurka, an die sie noch immer nicht ohne schamhaftes Erbeben und ohne einen peinigenden Groll über ihre eigene Schwäche zurückdenken konnte.

Nun endlich fand Marie die lang ersehnte, schickliche Gelegenheit, sich unauffällig zurück zu ziehen. Aber als sie allein war, fiel ihr die Erinnerung an die Ereignisse der Nacht doch mit verdoppeltem Gewicht auf die Seele, und sie war bitter unzufrieden mit sich selbst. Niemals gewöhnt, nach einer beschönigenden Umschreibung für ihre eigenen Fehler zu suchen, schalt sie sich feige, weil sie einem festen und durch ihre schwesterliche Pflicht unweigerlich gebotenen Vorsatz untreu geworden war. Wohl hatte sie im Verkehr mit Engelbert fast instinktiv einige Zurückhaltung beobachtet; aber sie hatte ihm doch durch kein Wort und keine Miene gezeigt, daß er sie tief beleidigt habe, sie hatte ihm ihre Hand gereicht wie sonst und hatte sich nicht von ihm abgewendet, als sie seinen verwegenen, vielsagenden Blick auf sich ruhen fühlte.

„Das Alles ist ja nur um der Anderen willen geschehen," wollte eine Stimme in ihrem Herzen ihr zuflüstern, aber sie klammerte sich nicht an diese naheliegende Entschuldigung, sondern sie war ehrlich genug, sie vor sich selber als eine Lüge zu bezeichnen.

„Nein, auch wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, würde ich nicht die Kraft gefunden haben, jene Erklärung von ihm zu fordern!“ sagte sie sich mit schmerzlicher Beschämung, und mit tiefem Bangen fügte sie die Frage hinzu: „Was aber soll nun werden?“

Ja, was sollte nun werden! So wie der heutige Tag würde auch der nächste und der übernächste verlaufen, mit jeder weiteren Stunde des Zauderns würde es ihr schwerer und schwerer werden, Genugthuung für ihren Bruder zu fordern, bis es endlich völlig unmöglich geworden war. Freilich, es wußte ja Niemand, daß sie eine Zeugin seiner Beschimpfung gewesen sei — Niemand außer Lothar, und der Gedanke, daß er sie an Wolfgang verrathen könnte, beunruhigte sie nicht für einen einzigen Augenblick. Aber sie gewann keine Erleichterung aus dieser Gewißheit seines Schweigens. Denn daß er sich mit dem Verrath an seiner Freundschaft gewissermaßen zu ihrem Mitschuldigen gemacht, war ja um den Preis seiner Achtung geschehen; nicht eine Uebereinstimmung der Gesinnung sondern ein geringschätziges Mitleid hatte ihn zu ihrem Bundesgenossen gemacht, — sein Schweigen war eine Demüthigung, ein stummer und doch unerträglich beredter Ausdruck seiner Verachtung.

War ihre Liebe für Engelbert denn wirklich so

heiß und tief, daß sie um ihretwillen Tag für Tag die Last dieser kläglichen Erkenntniß weiter schleppen mochte? Ach, wenn sie nur eine Antwort gehabt hätte auf diese immer wiederkehrende Frage! Jetzt, wo sie seine schöne, ritterliche Erscheinung nicht vor sich sah, wo sie den Klang seiner volltönenden einschmeichelnden Stimme nicht vernahm, hatte sie wahrlich nicht den Muth, sich selbst mit einem freudigen, rückhaltlosen „Ja" zu belügen. Noch immer fühlte sie etwas von dem Nachzittern des tödtlichen Schreckens, der sie durchzuckt hatte, als sie in dieser Nacht ihrem Vetter Lothar die Erklärung abgegeben, daß sie seinen Bruder liebe. War das wirklich nur die spröde Scham des jungfräulichen Herzens gewesen, das sich wider Willen sein kostbarstes Geheimniß entreißen ließ, oder hatte in jenem Augenblick unter der unbarmherzigen Klarheit, die von dem gesprochenen Wort ausgeht, erkannt, daß jenes Geständniß eine Unwahrheit, daß ihre Liebe eine Täuschung gewesen sei wie Cillys Neigung für den Prinzen von Waldburg?

Nein, sie durfte nicht daran denken, daß es so sein könnte! Und es war ja auch unmöglich! Hatte sie Engelberts heißen Liebesworten denn nicht mit Entzücken gelauscht? Hatte sie denn nicht mit wonnigem Erschauern seine brennenden Lippen auf ihrem Munde gefühlt? Wenn sie jetzt außer Stande war,

die Seligkeit jener Augenblicke durch die Erinnerung von Neuem wachzurufen, so konnte nur eine vorübergehende Verstimmung ihres ganzen Wesens, nicht ein Erkalten oder Erlöschen ihrer Liebe die Schuld daran tragen, und nur aus dieser Verstimmung war es wohl auch zu erklären, wenn sie so heftig vor dem Gedanken erzitterte, daß das erste Gespräch unter vier Augen, welches sie aus Anlaß jener Ballunterhaltung über ihren Bruder mit Engelbert führen würde, nothwendig entweder einen Bruch oder ein öffentliches Bekennen ihres Herzensbündnisses im Gefolge haben müsse. Ihrer weiblichen Würde war sie es ja ohne dies schuldig, dies Letztere von ihm zu fordern, aber sie wußte nicht, ob es die Verlobung mit Engelbert oder der Bruch mit ihm war, was ihr in diesen Stunden quälenden Zweifels als das Fürchterlichere erschien.

Was sie auch thun mochte, — das Eine wie das Andere konnte sie unglücklich machen und zu dem Einen wie zu dem Anderen gebrach ihr der Muth. Daß sie ihren Bruder von ganzem Herzen liebte, daß eine Kränkung, welche ihm widerfuhr, sie selbst auf das Schmerzlichste traf, — niemals hätte sie es deutlicher empfunden als gerade jetzt, aber sie besaß dessenungeachtet ebensowenig die Entschlossenheit, mit ihrer eigenen Person für ihn einzutreten, als zu ihm zu eilen und ihm Alles zu beichten. Später — morgen

vielleicht oder nach einer kleinen Anzahl von Tagen wollte sie ihm ja gerne reuig bekennen, was sie an ihm gesündigt; jetzt aber mußte sie Zeit gewinnen — Zeit, um zur Klarheit zu gelangen über sich selbst und um den Weg zu finden, welchen sie einschlagen durfte, ohne ihr eigenes Lebensglück zu zerstören.

Als sie am nächsten Morgen das Frühstücks-zimmer betrat, hatte sich die Zahl der Gedecke um eins verringert. Lothar erschien nicht, und man hatte ihn offenbar auch gar nicht erwartet. Niemand er-wähnte seiner, und obwohl sich ihre Gedanken unaus-gesetzt mit ihm und mit den muthmaßlichen Gründen seines Fernbleibens beschäftigten, würde Marie es doch niemals über's Herz gebracht haben, eine Frage nach ihm zu thun. Doch als sie nachher mit Cilly allein war, duldete es sie nicht länger in dieser Ungewißheit, und scheinbar beiläufig, doch mit stocken-der Stimme, erkundigte sie sich nach dem Assessor.

„So weißt du gar nicht, daß er heute in aller Herrgottsfrühe ausgezogen ist?“ fragte Cilly ver-wundert. „Gestern im Laufe des Tages hat er sich in Moabit eine eigene Wohnung gemiethet, und am Abend hat er uns ohne viele Umstände das Quartier aufgekündigt. Der Weg, den er täglich zu machen hatte, um sich mit seinen geliebten Verbrechern zu unterhalten, war ihm wohl zu unbequem, und außer-

dem störte ihn die Geselligkeit, die zu seinem Entsetzen in unserem Hause gepflegt wird. Mit der bewunderungswürdigen Offenheit, die ihm nun einmal eigenthümlich ist, erklärte er gestern Abend in unserer Gegenwart dem Papa, er halte neun Zehntel aller Soireen, Bälle, Gastmahle und musikalischen Thees für die sündhafteste Vergeudung von Zeit und Kräften, und er sei entschlossen, sich von diesem hohlen Treiben viel entschiedener fernzuhalten, als es ihm unter unserem Dache möglich wäre. Nun, es hat keines von uns den Versuch gemacht, ihn mit Bitten und Thränen zum dableiben zu bewegen. Ein wie guter Mensch er auch im Grunde ist, hier steht er mit seiner pedantischen Schwerfälligkeit doch überall im Wege."

Bei ihrem eifrigen Geplauder hatte sie kaum beachtet, daß Marie plötzlich das Gesicht abgewendet und sich sehr angelegentlich mit den Notenheften auf dem Flügel zu schaffen gemacht hatte, und sie fand es auch durchaus nicht auffällig, daß ihre Cousine das Gespräch sehr rasch auf einen anderen Gegenstand lenkte. Ihr Bruder Lothar war ja eine so uninteressante Persönlichkeit! —

Wie lebhaft würde sich wohl ihre Verwunderung geäußert haben, wenn sie gesehen hätte, daß in Mariens Augen die Thränen schimmerten, — Thränen der Beschämung, des Zornes und des uneingestandenen

Kummers. Die Schwester des Zahnarztes wußte ja besser als alle anderen Bewohner des Hauses, weshalb Lothar von Brenckendorf sich eine andere Heimstätte gesucht hatte! —

Wie eine unschätzbare Wohlthat empfand Marie die eigenartigen Zerstreuungen, welche ihr die nächsten Tage brachten.

Ein großes, gesellschaftliches Ereigniß war es, das seine Schatten voraus warf — ein Ereigniß, welches ganz danach angethan war, den Sinn und die Zeit der jungen Damen ausschließlich in Anspruch zu nehmen.

Eine furchtbare Ueberschwemmung hatte die östlichen Theile des Landes heimgesucht, hatte grauenhafte Verwüstungen angerichtet, Tausende und aber Tausende ihrer geringen Habe beraubt und ihnen auf Jahre hinaus die Möglichkeit genommen, dem verschlickten und versandeten Boden auf's Neue die Mittel zur Erhaltung ihres Daseins abzuringen.

Wohl lieferten die minder hart betroffenen Ortschaften der so schwer geprüften Provinzen sofort die herrlichsten und erhabendsten Beweise werkthätiger Menschenliebe, wohl leisteten die Staatsbehörden an erster, schleuniger Hülfe Alles, was ihre verfügbaren Mittel ihnen gestatteten, und der Landesherr selbst spendete

ohne Zögern aus seinen Privatmitteln eine sehr bedeutende Summe. Aber das Alles war nicht viel mehr, als eine Rettung der Obdachlosen, der Hungernden und Frierenden vor dem unmittelbaren Verderben, — eine wirkliche, nachhaltige Hülfe vermochten bei der unabsehbaren Größe des Elends solche Beträge nicht zu gewähren. Dazu bedurfte es einer Aufwendung von Millionen, und ein einziger lauter Hülfeschrei hallte durch die ganze civilisirte Welt, um diese Millionen zu beschaffen.

Der Erfolg der Mahnung, welche da aus den überschwemmten Niederungen des deutschen Ostens ertönte, war eine tiefe, eindringliche, unvergeßliche Beschämung für alle diejenigen, welche es liebten, von dem Dasein einer wahrhaft selbstlosen, und in ihrem freudigen Opfermuthe an keine geographische, politische oder religiöse Grenze gebundenen Nächstenliebe nur mit einem höhnischen Lächeln des Zweifels zu sprechen. So weit das geschriebene und das gedruckte Wort über die bewohnte Erde zu bringen vermochte, thaten sich allüberall die Herzen auf wie die Hände. Und der Geldschrank des Reichen wie das magere Beutelchen des Armen, — die sicher versteckte Kassette des Geizigen wie die Sparbüchse des Kindes — sie alle spendeten Scherflein zu der großen Liebesgabe, die man den Heimgesuchten reichte, nicht weil sie

Deutsche oder weil sie Christen — sondern einzig weil sie Menschen waren!

Daß die Hauptstadt des Reiches die Führung der großen Wohlthätigkeitsbewegung übernehmen mußte, war bei der Lage der Verhältnisse von vornherein selbstverständlich, und wenn bei einem solchen einmüthigen Zusammenschlagen aller warmfühlenden Herzen auch von irgend welchen Unterscheidungen nach Rang und Stand nicht die Rede sein konnte, so ersann man doch neben der Betheiligung an den allgemeinen Sammlungen, bei denen der Name eines Fürsten oft genug neben denjenigen eines schlichten Handwerkers zu stehen kam, in den einzelnen Gesellschaftskreisen die mannigfaltigsten und verführerischsten Mittel, um seinen Freunden, Bekannten oder Standesgenossen in irgend einer angenehmen Form noch eine weitere Opfergabe zu entlocken.

Die Zeitungen wimmelten von Anzeigen der verschiedenartigsten Wohlthätigkeitsfeste; eine der großartigsten Veranstaltungen aber mußte ohne Zweifel der Bazar werden, welchen ein aus Mitgliedern der höheren Aristokratie bestehendes Komitee in's Leben zu rufen gedachte. Bereitwillig hatte man den großen, prächtig ausgestatteten Festsaal eines neu erbauten Ministeriums für den humanen Zweck zur Verfügung gestellt, und in allen Familien, welche ein

Recht hatten, sich der vornehmen Welt Berlins beizuzählen, war man Wochen lang geschäftig, zu seinem Theile nach Kräften mitzuarbeiten an dem großen und in diesem besonderen Falle zugleich so vergnüglichen Werke der Menschenliebe.

Auch in das Haus des Generals von Brenckendorf hatte der Aufruf des Comitees eine nicht geringe Aufregung getragen. Man rechnete ja nicht nur auf den Reichthum Seiner Excellenz für eine erhebliche Beisteuer zur Ausstattung der Verkaufstische, sondern man bewarb sich auch mit besonderem Eifer um die thätige Mitwirkung der beiden jungen Baronessen. Cilly galt seit ihrer Einführung in die Gesellschaft als eine der pikantesten und eigenartigsten Schönheiten der Berliner Aristokratie, und ihre schlanke blonde Cousine hatte rasch eine kaum geringere Zahl von Bewunderern gefunden.

Da aber die Anziehung des Bazars hauptsächlich in der Schönheit und Liebenswürdigkeit der vornehmen Verkäuferinnen bestehen sollte, so wollte man auf die Damen des Generals von Brenckendorf unter keinen Umständen verzichten, und wenn auch Marie anfänglich gezögert hatte, ihre Zusage zu ertheilen, so war bei Cillys Begeisterung für die Idee an eine wirkliche Absage doch nicht zu denken gewesen. Allmählig hatte der Eifer und die Freudigkeit, mit welches ihr über=

müthiges Bäschen die Sache behandelte, denn auch auf Marie ansteckend gewirkt, und sie sträubte sich nicht mehr dagegen, daß Cilly sie vom Morgen bis zum Abend mit Berathungen, Besorgungen und Plänen für den Wohlthätigkeitsbazar in Anspruch nahm.

Da die Veranstaltung dem kaufkräftigen Publikum durchaus etwas Originelles, noch nicht Dagewesenes bieten sollte, so hatte man sich nach vielen amüsanten Comiteesitzungen und nach Verwerfung zahlreicher anderer Vorschläge dahin geeinigt, daß die Verkäuferinnen nicht — wie sonst bei derartigen Anlässen — in Gesellschaftstoilette, sondern kostümirt erscheinen würden, und zwar in den Nationaltrachten der verschiedensten Völker und Volksstämme der Erde. Des Kopfzerbrechens, welches dadurch den jungen Damen bereitet wurde, war freilich kein Ende; aber mit Hülfe einiger hoffähigen Modekünstler, die sich der großen Sache gern zur Verfügung gestellt hatten, wurden alle Schwierigkeiten in verhältnißmäßig kurzer Zeit glücklich überwunden und sogar das nahezu beispiellose Ergebniß erreicht, daß fast alle Betheiligten mit der ihnen zugefallenen Rolle leidlich zufrieden waren.

Cilly sollte sich danach für die beiden Bazartage in eine dunkeläugige, heißblütige Spanierin verwandeln, während Marie mit ihrer schönen, hoch gewachsenen Gestalt und ihrem prächtigen lichtblonden Haar auf

das Vollkommenste alle äußerlichen Erfordernisse für das ihr zugedachte Friesenmädchen besaß. Mit der Beschaffung der Kostüme aber, die natürlich so echt und so kostbar als möglich sein mußten, da die Sorge, von einer erfinderischen Rivalin überstrahlt zu werden, beständig wie ein drohendes Gespenst vor den Augen jeder der holden Evastöchter schwebte, waren die Mühen und Anstrengungen, welche man ihnen auferlegte, noch keineswegs erschöpft. Von den Veranstaltern war die Parole ausgegeben worden, daß die auf dem Verkaufstisch jeder jungen Dame prangenden Schätze die Produkte des Landes darstellen sollten, in dessen Tracht sie gekleidet war, und wenn auch in dieser Hinsicht die Grenzen des Zulässigen ziemlich weit gezogen wurden, kostete es doch Nachdenken, Zeit und Geld genug, die zahlreich einlaufenden Geschenke entsprechend zu vertheilen und das Fehlende durch eigene Einkäufe in angemessener Weise zu ersetzen.

Der gute Wille der Jugend aber und die reichen Hülfsquellen, welche gerade dieser glücklichen Jugend fast unversieglich zu Gebote standen, halfen auch diese letzten Hindernisse besiegen. Cilly verfügte am Tage vor der Eröffnung des Bazars über einen wahrhaftigen Schatz von Fächern, Seidenmantillen und köstlichen kleinen Kunstwerken in Eisen und in Silber, Marie aber durfte sicher sein, manchen

freigebigen Liebhaber für ihren Vorrath nach friesischer Art geklöppelter Spitzen und für die zierlichen Schmuckgegenstände aus Gold- und Silber-Filigran zu finden, welche ein Hof-Juwelier dem Bazar zum Geschenk gemacht hatte.

Die ganze Familie des Generals von Brenckendorf hatte für diesen Vorabend des Eröffnungtages eine Einladung zu einem Diner bei dem Generallieutenant Grafen Hainried, und die jungen Damen waren eben in Begriff, sich zur Anlegung der Gesellschaftstoilette auf ihre Zimmer zu begeben, als der Diener den Rittmeister von Boretius meldete, welcher in einer überaus dringenden Angelegenheit um Gehör bitte.

„Das kann nur unseren Bazar betreffen", meinte Cilly, „denn Boretius ist ja die Seele des Comitees. Natürlich müssen wir erfahren, um was es sich handelt."

Der trotz seiner jungen Jahre ziemlich wohlbeleibte Ulanenoffizier war ganz außer Athem vor Erregung, und die Rathlosigkeit malte sich trotz des verbindlichen Begrüßungslächelns so deutlich auf seinem Gesicht, daß Cilly ihn sogleich mit der Frage empfing, welche Hiobspost er denn zu überbringen habe.

„Ach, meine Herrschaften", seufzte Herr von Boretius, „wir sind in der schauderhaftesten Verlegenheit von der Welt. Nun haben wir uns von dem Ersten

unter den lebenden Poeten einen schwungvollen Prolog dichten lassen, mit welchem das Eröffnungsconcert eingeleitet werden sollte, — eine Hofschauspielerin hat sich acht Tage lang bemüht, unserer verehrten Comtesse Hilgers die richtige Betonung beizubringen, — die Programme sind seit vorgestern auf Seidenatlas mit Goldfranzen gedruckt — und was geschieht? — Vor einer Stunde läßt die verehrte Comtesse an das Comitee die bündige Mittheilung gelangen, sie sei wegen einer hochgradigen Erkältung zu ihrem Bedauern außer Stande, sich überhaupt an dem Bazar zu betheiligen, geschweige denn einen Prolog zu sprechen. Natürlich ist Hermes nicht schneller gewesen, wenn er die delikaten Aufträge des Zeus ausführte, als ich es war, um zu der abtrünnigen Comtesse zu gelangen. Aber man hätte eher den Ossa auf den Olymp thürmen, als den Sinn der jungen Dame ändern können. Wäre sie wirklich nur erkältet gewesen, ja hätte sie überhaupt nur an irgend einer körperlichen Krankheit gelitten, so würde ich mir wohl die Ueberredungskunst zugetraut haben, sie trotzdem auf das Podium zu bringen. Aber die Kammerzofe, welche beauftragt war, mich von dem Allerheiligsten ihrer Herrin fernzuhalten, ließ sich durch meine dringlichen Bitten zum Verrath des großen Geheimnisses bewegen. Das Kostüm, welches die Schneiderin heute abgeliefert

hat, ist total mißglückt, und die Comtesse soll beim Anprobieren erklärt haben, so möge vielleicht eine Hottentottin im Hochzeitsstaat, niemals aber eine Georgierin aussehen. Als ich das vernahm, strich ich natürlich ohne Weiteres die Segel. Um eine junge Dame in einer Toilette, welche sie selber für unkleidsam hält, vor ein großes Publikum zu bringen, muß man andere Zwangsmittel besitzen, als sie mir zu Gebote stehen. Da möchte wohl Seine Majestät selber vergeblich bitten. Errathen Sie nun, meine verehrten Herrschaften, welches Anliegen ich auf meinem verzweifelten Herzen trage?"

Er hatte sich mit seiner Erzählung zwar vornehmlich an die Generalin gewendet; aber die hülfesuchenden Blicke, welche er zwischendurch zu Cilly hinüber geworfen, hatten diese längst errathen lassen, in welcher Absicht er gekommen war. Sie war denn auch mit der Antwort auf seine letzte Frage sehr rasch bei der Hand.

„Sie suchen einen Lückenbüßer nicht wahr?" meinte sie etwas schadenfroh. „Aber ich fürchte, daß Sie wenig Erfolg haben werden, Herr Rittmeister! Wer möchte es wagen, eine so stolze Schönheit wie die Comtesse Hilgers ersetzen zu wollen?"

Herr von Voretius neigte in drolliger Zerknirschung das Haupt.

„Ich weiß sehr wohl, mein gnädiges Fräulein, eine wie großartige That edelmüthiger Selbstverleugnung ich Ihnen da zumuthe. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn diejenige, welche in erster Linie hätte in Betracht kommen müssen, jetzt gewissermaßen nur als Helferin in der Noth eintreten soll. Aber ich beschwöre Sie: Denken sie an unsere Lage und an die armen Ueberschwemmten, für die wir uns ja Alle opfern!"

„Mein Gatte ist leider nicht anwesend," mischte sich nun auch die Generalin ein, „und wenn er auch in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes gegen die Mitwirkung meiner Tochter als Verkäuferin keine Einwendung erhoben hat, so weiß ich doch wirklich nicht, Herr Rittmeister, ob er einem solchen öffentlichen schauspielerischen Auftreten seine Zustimmung ertheilen würde."

„Aber ich bitte, Excellenz — von Schauspielerei kann da doch wohl kaum die Rede sein. Das Concert hat einen ganz exclusiven Charakter. Sämmtliche Mitwirkende gehören der Gesellschaft an und die Eintrittskarten sind ausschließlich in unseren Kreisen verkauft worden. Man könnte ebensowohl einen Hofball ein öffentliches Vergnügen nennen."

„Aber der Name der Comtesse Hilgers bleibt auf dem Programm — nicht wahr?" fragte Cilly,

der die Rathlosigkeit des armen Rittmeisters sichtlich einiges Vergnügen machte.

„Allerdings — es wird sich nicht ändern lassen," gab er kleinlaut zu. „Die Dinge sind ja nun 'mal fertig, und in so kurzer Zeit können neue nicht mehr hergestellt werden. Doch wird dem Vortrage natürlich eine entsprechende Ankündigung voraufgehen, und man wird nicht versäumen, das Verdienstliche solcher Stellvertretung gebührend zu betonen."

In diesem Augenblick trat der General in das Zimmer, und nachdem er von dem Anliegen des Rittmeisters unterrichtet worden war, fragte er in seiner gewohnten verbindlichen Weise:

„Welchen Umfang hat das Gedicht, das hier in Frage kommen würde?"

Herr von Boretius zog das Manuskript aus der Tasche.

„Einen ganz mäßigen, Excellenz! — Acht Strophen zu je zehn Versen! — Es enthält eine ergreifende Schilderung der Katastrophe sowie des Elends, welches sie im Gefolge gehabt, und schließt mit einem feurigen Appell an die Mildthätigkeit des Publikums. Schon beim Lesen wird man bis zu Thränen gerührt."

„Um so größer müssen demnach auch die Anforderungen sein, welche es an die Vortragskunst der Sprecherin stellt. Das Talent meiner Tochter aber

dürfte schwerlich ausreichen, ihr die Aneignung dieser Kunst innerhalb weniger Stunden zu ermöglichen, und Ihr Wunsch, mein lieber Herr Rittmeister, ist außerdem schon deßhalb unerfüllbar, weil wir für den heutigen Abend zu einem Diner geladen sind, bei welchem meine Tochter aus ganz besonderen Gründen keinesfalls fehlen darf. Nicht einmal zum bloßen Auswendiglernen würde ihr ja die erforderliche Zeit verbleiben."

Der bedauernswerthe Rittmeister blickte in tiefster Niedergeschlagenheit auf sein Manuscript.

„Dann habe ich allerdings keine Hoffnung mehr! Der Prolog wird ganz ausfallen müssen! — Es ist jammerschade um das herrliche Werk, und der berühmte Dichter wird außer sich sein, um so mehr, als wir ihn schon mit ganz besonderer Feierlichkeit eingeladen haben."

„Versuchen Sie doch Ihr Heil bei irgend einer hervorragenden Schauspielerin! Diese Damen wissen solche Aufgaben ja in kürzester Zeit zu bewältigen."

„Unmöglich, Excellenz, leider ganz unmöglich! Das Concert würde durch die Mitwirkung einer Berufskünstlerin seinen Character vollständig verlieren."

Man gab ihm keine Antwort, und das war ein Zeichen, daß seine Mission hier als beendet angesehen werde. Schon hatte er der Generalin seine Abschieds-

verbeugung gemacht, als Marie, die sich bis dahin ganz still verhalten hatte, mit merklicher Zaghaftigkeit sagte:

„Wenn Ihre Verlegenheit wirklich so groß ist, Herr Rittmeister, und wenn Sie ganz sicher sind, einen besseren Ersatz nicht mehr zu finden, so will ich meine geringen Talente dem guten Zweck gern zur Verfügung stellen."

Die Wirkung ihrer Worte war begreiflicherweise bei allen Anwesenden diejenige einer sehr lebhaften Ueberraschung. Herr von Boretius aber verstand sich gut genug auf seinen Vortheil um über das unerwartete Anerbieten zu quittiren, ehe noch ein Anderer zum Worte gekommen war. In Ausdrücken überschwenglichsten Entzückens versicherte er sie der ewigen Dankbarkeit des Comitees, des Publikums und sämmtlicher Ueberschwemmten. Ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, hielt Marie die inhaltsschwere Rolle bereits in der Hand.

Und nun wäre an einen ernstlichen Widerspruch von Seiten des Generals nicht mehr zu denken gewesen, ohne daß dadurch eine sehr peinliche Situation herbeigeführt worden wäre. Aber es hatte auch nicht einmal den Anschein, als würde Herr von Brenckendorf durch den überraschenden Entschluß seiner Nichte unangenehm berührt. Mit einem kleinen Lächeln

beglückwünschte er den Rittmeister scherzend zu seinem Erfolge, und auf Mariens schüchterne Bitte, daß er es übernehmen möge, ihr Ausbleiben bei dem Grafen und der Gräfin Hainried zu entschuldigen, beruhigte er sie durch die Versicherung, daß er ihr volle Verzeihung erwirken werde.

Die „ganz besonderen Gründe," welche Cillys Erscheinen bei dem Diner zu einem so unerläßlichen machten, mußten also für Marie wohl keine Geltung haben. —

Als sich der Rittmeister von Boretius mit erhobenem Haupte und strahlendem Antlitz entfernt hatte, gab Cilly, während sie die Cousine in den zweiten Stock hinauf geleitete, ihrer Verwunderung lauten und lebhaften Ausdruck:

„Natürlich wirst du einen ungeheuren Triumph feiern, denn ich glaube, du hast zu Allem Talent, was du nur unternimmst; aber du mußt schon verzeihen, daß ich mich von meinem Erstaunen trotzdem noch immer nicht erholen kann. Es gehört doch wirklich eine gewisse Selbstverleugnung dazu, und jedenfalls eine heidenmäßige Courage."

„Vielleicht aber leitete mich bei meinem Anerbieten weder das Eine noch das Andere," erwiderte Marie, es war der plötzliche Entschluß des Augenblicks, und was könnte es helfen, wenn er mich jetzt gereute!"

Daß der Wunsch, unter einem stichhaltigen Vorwand dem Diner bei dem künftigen Kriegsminister fern bleiben zu können, wohl den wesentlichsten Antheil an jener plötzlichen Entschließung gehabt, gestand sie ihrer Cousine freilich nicht ein. Hätte sie doch sich selber gern davon überzeugt, daß es nicht so sei, und daß die Beklommenheit und das Unbehagen, mit welchen sie bisher dem heutigen Abend entgegen gesehen hatte, ihre Ursache in irgend etwas Anderem als in einem leisen Nachzittern jener eifersüchtigen Regungen gegen die junge Comtesse Hainried gehabt haben müßten.

Auf einem Ruhebett in ihrem Zimmer liegend, las sie das Gedicht, das in der That von hohem dichterischem Schwunge und von unfehlbar mächtiger Wirkung war. Das Zagen vor der Schwierigkeit ihrer Aufgabe, das sie unter dem ersten Eindruck hatte überkommen wollen, verschwand bald vor der aufrichtigen Begeisterung, mit welcher sie sich in dieselbe vertiefte. Von dem kühnen Gedankenfluge und der packenden, bilderreichen Sprache des Dichters fortgerissen, vergaß sie sehr schnell das verschmähte Diner und die üppige kokette Comtesse. Achtlos und halb unbewußt rief sie „Herein!“, als nach Verlauf einer halben Stunde an der Thür ihres Zimmers geklopft wurde, — und sie richtete sich erst in Verwunderung

und leichtem Erschrecken empor, als sie Engelbert über die Schwelle treten sah.

Er schien ernster als sonst, und auch die gewohnte Sicherheit und siegesgewisse Zuversicht waren nicht in seinen Mienen.

„Außerordentliche Umstände können wohl einmal einen kleinen Verstoß gegen das Herkommen entschuldigen," sagte er, einer erstaunten Frage Mariens zuvorkommend. „Du darfst überzeugt sein, daß ich diesem Besuch die allerunschuldigste und glaubwürdigste Deutung geben werde, wenn wirklich irgend eine Spürnase etwas von demselben bemerkt haben sollte."

Marie hatte sich rasch erhoben, und ohne jede Verlegenheit stand sie ihm gegenüber.

„Ich denke, Du wirst aus der Ursache dieses Besuches vor Niemandem ein Geheimniß zu machen brauchen," sagte sie, und ihre Erwiderung klang stolz und zurückhaltend, wie wenn sie zu einem Fremden spräche. Und doch schien es heute keineswegs erforderlich, ihn durch ihre Haltung an einer der gewöhnlichen Aeußerungen seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit zu hindern. Engelbert war hart neben der Thür stehen geblieben, und er wirbelte an seinem Schnurrbart viel eher wie ein verlegener und unbeholfener Jüngling, denn wie ein stürmischer und rücksichtsloser Liebhaber.

„Du hast einen Vorwand gesucht, um uns nicht zu den Hainrieds begleiten zu müssen," fuhr er, ihre stolze Bemerkung unbeantwortet lassend, fort. „Man hat Dir also gesagt, um welche Absichten es sich da handelt?"

„Ich verstehe dich nicht, Engelbert! Besondere Absichten — bei einem Diner? — Nein, man hat mir von nichts derartigem gesprochen!"

Der Offizier zeigte sich sehr unangenehm überrascht.

„Wirklich nicht? — Und es wäre in der That nur diese alberne Bazargeschichte gewesen, welche Dich veranlaßt, daheim zu bleiben?"

„Nichts Anderes als das! — Aber vielleicht hast du die Freundlichkeit, mir mitzutheilen, was mir allem Anschein nach von den Anderen verschwiegen worden ist. Vermuthlich war dies doch die Veranlassung deines Besuches."

Engelbert antwortete nicht sogleich. Augenscheinlich hatte er da einen kleinen Kampf mit sich selber zu bestehen, und die Augen des jungen Mädchens, die so ernst und unbequem fragend auf ihn gerichtet waren, setzten ihn unverkennbar in eine Verwirrung, wie sie Marie nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte.

„Ja und nein!" brachte er endlich mit einem nur halb gelungenen Versuch, seinen gewöhnlichen, leichten Ton anzuschlagen, hervor. „Aber ich wäre

vielleicht nicht gekommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß du bereits unterrichtet seiest. Es giebt eben Fälle, in denen man am Besten thut, zunächst die Thatsachen für sich selber sprechen zu lassen."

Aufrichtiges Erstaunen prägte sich in Mariens Zügen aus. Seine Andeutungen und räthselhaften Umschreibungen mußten ihr in Wahrheit völlig unverständlich sein.

„Du hast eine seltsame Art, meine Wißbegierde rege zu machen," sagte sie, „das klingt ja in der That, als wäre da etwas Außerordentliches im Werke und als hätte ich Grund, mich auf schlimme Neuigkeiten gefaßt zu machen."

Draußen ging eine Thür, und man hörte die tiefe Stimme des Generals, der nach seinem Sohne fragte. Seine bisherige Zurückhaltung plötzlich aufgebend, trat Engelbert rasch auf Marie zu.

„Ach, wozu sollen wir davon reden, ehe es nöthig ist!" flüsterte er. „Von dem Verhängniß, dessen Lauf man nicht aufzuhalten vermag, wird man ja immer noch früh genug ereilt. Sei gewiß: wenn es noch ein Mittel giebt, das Verhaßte abzuwenden, so werde ich sicherlich nicht zögern, mich seiner zu bedienen. Und was auch immer kommen mag, jedenfalls mußt du mir glauben, daß ich nur dich geliebt habe, nur dich allein liebe und in alle Ewigkeit lieben werde, meine theure, angebetete Marie!"

Er hatte sie an sich gerissen und sie zweimal heiß und stürmisch geküßt, ehe sie in ihrer Ueberraschung die Kraft gefunden hatte, sich gegen sein Beginnen zu sträuben. Dann war er ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß und Abschied aus dem Zimmer geeilt, und Marie hörte seinen sporenklirrenden Schritt draußen auf dem Gange verhallen.

Mit einem aus Bestürzung, Beschämung und Unwillen gemischten Empfinden lauschte sie diesem Klange, unfähig, über das eben Erlebte sogleich zu voller Klarheit zu gelangen. So wie sich Engelbert jetzt von ihr getrennt hatte, pflegte man sich von derjenigen, die man liebt, doch nur zu trennen, wenn es einen Abschied für das Leben galt, — und das gewaltsame Hervorbrechen seiner bis dahin augenscheinlich mit schwerer Selbstüberwindung zurückgedrängten Leidenschaft im Verein mit den dunklen Hinweisen auf ein Verhängniß, dessen Lauf er nicht mehr aufzuhalten vermöge, mußten sie in der Befürchtung bestärken, daß irgend ein Unglück, ein geheimnißvolles, furchtbares Unglück drohend über ihrem Haupte schwebe.

Aber sie zerbrach sich vergebens den Kopf, um über die Natur dieses Unglücks zu einer Vermuthung zu gelangen, die ihr selber halbwegs glaubwürdig erschienen wäre.

Sie dachte daran, daß er vielleicht vor einem Zweikampf stände, dessen Ausgang ein tödtlicher sein konnte; doch wenn auch seine letzten Aeußerungen mit einer solchen Annahme wohl in Einklang zu bringen waren, so mußte sie dieselbe jedenfalls wieder verwerfen, sobald sie sich seiner ersten Worte erinnerte.

Wenn es sich aber nicht um eine Gefahr handelte, welche dem Leben Engelberts drohte — um was nur konnte es sich handeln? — Für einen Moment wohl dachte Marie an die Comtesse Hainried, an die Huldigungen, welche Engelbert ihr auf dem Ballfest seines Vaters dargebracht und an die Gunstbeweise, durch welche die Tochter des künftigen Kriegsministers ihn in so augenfälliger Weise ausgezeichnet hatte. Doch der häßliche, mißtrauische Gedanke verschwand noch schneller, als er gekommen war. Selbst der Glaube an die tollste und abenteuerlichste Möglichkeit hätte ja mehr innere Berechtigung gehabt als dieser unwürdige Zweifel. Wäre es auszudenken gewesen, daß Engelbert in erbärmlicher und ehrloser Wandelbarkeit die Stirn haben sollte, seine Schwüre zu brechen und durch die Anknüpfung eines neuen Bandes einfach zu verleugnen, was zwischen ihm und seiner jungen Verwandten geschehen war, — so konnte es doch unmöglich seine Absicht sein, der tödtlichen Kränkung auch noch den grausamsten Hohn hinzuzufügen!

Vielleicht ließ sich an die Möglichkeit glauben, daß ein Mann feige genug sein konnte, schimpflichen Verrath an einem Mädchen zu begehen, ohne das Herz zu einer offenen und rückhaltlosen Erklärung zu finden, — aber nimmermehr konnte ein solcher Mann den traurigen Muth haben, mit dem Bewußtsein des begangenen Verraths im Herzen noch einmal von der Ewigkeit seiner Liebe zu sprechen und sich noch einmal das Recht einer Zärtlichkeit zu nehmen, auf die nur der künftige Gatte Anspruch erheben darf.

Nein, was auch immer geschehen konnte, und von wie furchtbarer Beschaffenheit das Unbekannte, Unbegreifliche sein mochte, dessen Herannahen Marie nach dieser seltsamen Scene in ahnungsvollem Bangen deutlicher zu fühlen meinte, — an eine Treulosigkeit Engelberts durfte sie nicht glauben, ohne sich zugleich eines schweren Unrechts gegen ihn schuldig zu machen und ohne zu ihrer eigenen Qual zu zerstören, was an Lebensmuth und gläubigem Vertrauen auf den Edelsinn der Menschen in ihrer Seele lebte.

Bis in die Tiefen ihres Wesens erschüttert, von Sorgen und Zweifeln gepeinigt und vielleicht am Meisten von einer immer wieder erwachenden Regung der Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Verhalten gequält, war Marie wahrlich in wenig geeigneter Stimmung für die Erfüllung der Aufgabe, welche sie da

aus Mitleid mit der Verlegenheit des Rittmeisters von Boretius auf sich genommen hatte. Aber es handelte sich um die Erfüllung einer Pflicht, vor der es kein Entrinnen mehr gab, und mit energischem Zusammenraffen ihrer starken Willenskraft vertiefte sich Marie immer auf's Neue in den Wortlaut und den Geist der schönen Gelegenheitsdichtung, wie vollständig auch ihr Interesse an dem großartigen Wohlthätigkeitsfest geschwunden war und wie oft auch trotz des redlichsten Bemühens ihre Gedanken weit hinweg flogen zu ganz anderen Dingen.

Lauter, herzlicher, langanhaltender Beifall war den letzten Versen der ergreifenden Dichtung gefolgt und diejenigen, welche sich in der unmittelbaren Umgebung des freudestrahlenden jungen Poeten befanden, schüttelten ihm glückwünschend die Hände. Er war sehr niedergeschlagen gewesen, als man ihm mitgetheilt, daß die Sprecherin des Prologes nur wenige Stunden gehabt habe, um sich mit demselben vertraut zu machen; nun aber erklärte er mit stolzer Bescheidenheit, daß seine kühnsten Erwartungen durch den meisterhaften Vortrag weit übertroffen worden seien.

und daß die Wirkung des Gedichts mehr als zur Hälfte auf die Rechnung der talentvollen junge Dame gesetzt werden müsse.

In der That hatte Marie die niederdrückende Befangenheit, von welcher sie angesichts der hundertköpfigen, glänzenden Zuhörerschaft ergriffen worden war, rasch überwunden, die gluthvolle Wärme der Dichtung hatte sie schon nach den ersten Versen heiß und ungestüm mit sich fortgerissen, und ohne jedes leere theatralische Pathos, doch desto eindringlicher und zu Herzen gehender hatte ihre schöne, wohllautende Stimme den mäßig großen Raum erfüllt. Als sie am Arme des Herrn von Boretius in ihrem einfachen weißen Gewande von dem kleinen Podium herabstieg, machte sie die freudige Erregung über das Gelingen des kühnen Wagnisses, welche ihre zarten Wangen lebhafter röthete, so holdselig und lieblich, daß ein Murmeln der Bewunderung durch die Reihen des aristokratischen Publikums ging und daß der noch einmal mit vermehrter Wärme hervorbrechende Beifall sicherlich viel weniger der Kunst der Sprecherin als ihrer siegreichen Schönheit galt.

In dem Nebenzimmer, wohin Boretius unter vielen überschwenglichen Complimenten Marie geleitete, sah es bunt genug aus. Nicht 'nur die vornehmen Dilettanten, welche in dem eben begonnenen Concert mit-

wirken sollten, sondern auch die kostümirten Verkäuferinnen hatten sich dort versammelt, und es schwirrte, flüsterte und kicherte in freudiger, erwartungsvoller Spannung wie hinter den Coulissen einer großen Bühne, auf welcher ein glänzendes Ausstattungsstück in Scene gehen soll.

Cilly von Brenckendorf, die nie zuvor so pikant und reizend ausgesehen hatte, als in ihrer koketten spanischen Tracht, eilte auf ihre Base zu und küßte sie auf beide Wangen.

„Ich habe an der Thürspalte gestanden und habe Alles gehört", rief sie. „Tausend Glückwünsche zu deinem großartigen Erfolg! Ich glaube, wenn du heute Abend die Julia im Schauspielhause spielen müßtest, es kostete dich nicht mehr als eine halbe Stunde der Vorbereitung."

„Sie haben in der That ein bewunderungswürdiges Talent, Fräulein von Brenckendorf", sagte die Gräfin Hainried, welche neben Cilly gestanden hatte. „Als mir Engelbert gestern Abend von Ihrem Vorhaben sprach, bezweifelte ich aufrichtig, daß es möglich sei, es zur Ausführung zu bringen."

Sie hatte mit vollkommenster Höflichkeit gesprochen, aber in dem Blick, der ihre Worte begleitete, war ein unverkennbarer Ausdruck boshaften Spottes. Stolz und kalt sah ihr Marie in das Gesicht.

„Comtesse haben viel zu viel Anerkennung für eine so unbedeutende Leistung," sagte sie trotzig, und zu Cilly gewendet, fügte sie hinzu: „Es ist wohl Zeit, daß ich mich für den Bazar umkleide. Wolltest du mir nicht ein wenig behülflich sein?"

„Gewiß, mein Herz! — Drüben in dem Cabinet liegt Alles bereit, und Cheriette ist auch da, um uns zur Hand zu gehen!"

Marie hätte unter solchen Umständen des Beistandes ihrer Cousine für den Kleiderwechsel wohl kaum bedurft; aber sie gab sie doch nicht frei und noch ehe sie mit ihrer Toilette ganz zu Ende gekommen war, schickte sie die Zofe mit einigen Dankesworten nach Hause.

Während sie vor dem Spiegel mit dem Ordnen ihres Kopfputzes beschäftigt war, fragte sie scheinbar gleichmüthig:

„Die Comtesse Hainried bediente sich einer recht vertraulichen Ausdrucksweise, als sie von deinem Bruder sprach. Ist sie wirklich so eng mit ihm befreundet?"

„Das will ich meinen!" lachte Cilly ahnungslos. „Und du willst mich doch wohl nicht im Ernst glauben machen, daß du noch nichts gemerkt hättest. Sie sind ja seit gestern mit einander verlobt."

Todtenbleich und mit gleichsam versteinerten Zügen

starrte Marie ihr eigenes Bild aus dem Spiegel entgegen. Es war gut, daß sie Cilly den Rücken zuwandte, denn diese Veränderung in ihrem Aussehen hätte auf der Stelle zur Verrätherin ihres Geheimnisses werden müssen.

„Verlobt?“ wiederholte sie, all' ihren Stolz zu trotziger Gegenwehr zusammen raffend und doch vor dem fremden Klang ihrer eigenen Stimme erschreckend. „Und das ist wirklich wahr?“

„Gewiß ist es wahr! Wie sollte ich dazu kommen, dir ein Märchen zu erzählen! — Schon auf unserer Abendgesellschaft war es so gut wie ausgemacht, und gestern wäre das Verlöbniß bereits öffentlich verkündet worden, wenn nicht Engelbert gewünscht hätte, daß man den Geburtstag der Comtesse, der am fünften nächsten Monats ist, dafür wähle. Ich war offen gestanden anfänglich nicht sehr entzückt, denn die Comtesse und ich, wir waren niemals sehr intime Freundinnen. Aber sie ist jetzt sehr nett gegen mich, und am Ende macht Engelbert doch eine vortreffliche Partie.“

„Eine vortreffliche Partie!“ klang es wie mit schneidendem Hohn in Mariens Herzen nach. In diesem Augenblick fühlte sie etwas wie wirklichen Haß gegen ihre anmuthige junge Verwandte, die mit dem reizenden Kinderlächeln im Jargon eines Banquiers

von der Verlobung ihres Bruders sprechen konnte. Ein unsäglicher Ekel erfaßte sie vor dem bunten Flitterputz, in welchen sie sich da gehüllt sah, und sie erhob die Hände, als ob sie ihn wild von ihrem Leibe reißen wollte. Er war ja Trug und Lüge, wie Alles um sie her, und sie war dieses Lügenleben satt, o, satt bis zur Verzweiflung!

Aber sie wollte nicht zeigen, wie tödtlich sie verwundet, wie schimpflich sie gedemüthigt worden sei. Ihre Hände sanken wieder herab, nnd ihr Antlitz war kalt und gefaßt, als sie sich gegen Cilly wandte:

„Ich habe Engelbert vorhin nicht gesehen. Wird er den Bazar heute nicht besuchen?"

„Ohne Zweifel! — Nur der Dienst kann es sein, der ihn noch fernhält! Aber wie blaß du bist, mein Lieb! Die Aufregung von vorhin fängt an nachzuwirken. Willst du nicht ein wenig Roth auflegen?"

„Nein! — Ich denke, es wäre der Maskerade gerade genug. Und ich bin fertig. Wenn es dir beliebt, wollen wir zu den anderen gehen." — —

Das kurze Eröffnungs-Concert war vorüber. Die verführerisch geschmückten Verkäuferinnen hatten ihre Plätze eingenommen, und unter den Klängen der Musik strömte die Schaar der geladenen Gäste in den prächtig dekorirten Saal. Ein königlicher Prinz, der

im besonderen Auftrage und in Vertretung der Aller-höchsten Herrschaften erschienen war, ließ sich an der Spitze des glänzenden Zuges von zwei Komitee-Mit-gliedern an den einzelnen Verkaufstischen vorüber führen, fast überall mit einigen freundlichen Worten verweilend und hier und da gegen blinkende Gold-stücke irgend eine nette Kleinigkeit eintauschend.

Auch vor Mariens Platze blieb er artig grüßend stehen.

„Wenn meine Augen mich nicht betrügen, ist die schöne Friesin nur eine Metamorphose jenes holden Genius der Barmherzigkeit, der uns vorhin so tief zu rühren wußte“, sagte er. „Baronesse von Brencken-dorf — so man mich recht berichtet hat? — Eine Tochter unseres vortrefflichen Generals.“

„Nicht eine Tochter, Hoheit, — nur eine ent-fernte Verwandte!“ erwiderte Marie ohne jede Be-fangenheit und mit einem Ausdruck, als gelte es, eine entwürdigende Vermuthung zu berichtigen. Ein leichtes Erstaunen malte sich auf dem Antlitz des hohen Herrn und fast unwillkürlich wandte er den Kopf nach dem General, der kaum zwei Schritte weit hinter ihm stand. Seine Excellenz aber lächelte verbindlich und heiter wie immer, und indem er auf's Gerathewohl einen der kleinen Schmuckgegenstände aus Silber-Fili-

gran vom Tische nahm, fuhr der Prinz mit unverminderter Liebenswürdigkeit fort:

„Das holde Töchterchen des treuen Friesenlandes wird mir gestatten, dies als ein Zeichen der Erinnerung zu behalten. Es wird mich jederzeit an eine der reizendsten Erscheinungen und an einen der erlesensten künstlerischen Genüsse gemahnen."

Der Adjutant legte einige Goldstücke in die kleine Schale und der Prinz setzte seinen Rundgang fort. Zu dem Verkaufstisch Mariens aber flogen viel neidische Blicke hinüber, denn zu so schmeichelhaften Aeußerungen hatte sich der erlauchte Herr noch keiner anderen Dame gegenüber herbeigelassen.

Und es war nur eine natürliche Folge dieser Auszeichnung, daß sich auch die Käufer zu ihr mit besonderer Lebhaftigkeit drängten. Der Inhalt des kleinen Geldschälchens vermehrte sich rasch, obwohl der Ernst und die gemessene Zurückhaltung der jungen Verkäuferin nicht ganz den heiteren Gepflogenheiten solcher Veranstaltung entsprachen.

Ein Herr in eleganter Civilkleidung, der seinen schönen, dunkellockigen Künstlerkopf sichtlich mit demselben Stolz trug, wie seinen auffallend reichen Schmuck an Orden und Medaillen, trat mit dem Anstand eines Fürsten an ihren Tisch.

„Ich hatte die Ehre, dem gnädigen Fräulein

vor Beginn des Concerts vorgestellt zu werden: — Chlodwig Rainer, Direktor des „Schiller-Theaters," wenn Baronesse sich nicht mehr erinnern sollten."

Marie neigte das Köpfchen. Sie hatte den Schauspieler, der sich als Virtuose in seiner Kunst auf zahllosen Gastreisen einen Weltruf erworben, ehe er vor Kurzem die Leitung eines neu erbauten Theaters übernommen, dem Aussehen nach längst gekannt.

„Selbst auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, kann ich es mir nicht versagen, Ihnen den Tribut meiner Bewunderung zu Füßen zu legen," fuhr Rainer fort. „Die deutsche Bühne hat wahrlich Grund, sich bitter zu beklagen, daß ein so ungewöhnliches Talent ihr für immer entzogen bleiben wird."

Er schrieb das lebhafte Aufsprühen in Mariens eben noch so müde blickenden Augen lediglich dem Eindruck zu, welchen die Anerkennung eines so gefeierten und viel umschwärmten Mannes nothwendig auf sie hervorbringen mußte, und der Sternenhimmel auf seiner Brust schien das Licht der elektrischen Glühlampen noch stolzer und triumphirender zurückzuwerfen.

„So glauben Sie in der That, daß ich nicht ganz ohne schauspielerische Begabung sein würde?" fragte Marie mit einer gewissen Spannung, den bürgerlichen Theaterdirektor als den Ersten von allen

Käufern einer Unterhaltung würdigend. „Oder wünschen Sie nur, mir etwas Artiges zu sagen?"

Chlodwig Rainer legte die Rechte auf das Herz — eine Geste, die seine schön geformte Hand nicht minder zur Geltung brachte als den haselnußgroßen Solitair an dem kleinen Finger.

„Wer eine so unbegrenzte Ehrfurcht vor der Würde seiner Kunst empfindet wie ich, mein gnädiges Fräulein, der ist sicherlich wenig geneigt, ihren Namen zu verlogenen Complimenten zu mißbrauchen. Auf meine Ehre: wären Sie nicht die Baronesse von Brenckendorf, sondern die Tochter eines kleinen Beamten oder einer armen Wäscherin und würden Sie sich nur für die Dauer eines einzigen Jahres meiner artistischen Leitung anvertrauen, so wollte ich Sie zur ebenbürtigen Rivalin einer Charlotte Wolter machen."

„Ein kühnes Versprechen, mein Herr! Und wenn ich nun Lust hätte, Sie beim Wort zu nehmen?"

Chlodwig Rainer stutzte ein wenig; aber er war nicht der Mann, sich durch einen Scherz verblüffen zu lassen.

„So würde ich glücklich sein, Ihnen beweisen zu dürfen, daß ich kein Freund leerer Worte bin," erwiderte er mit galanter Verbeugung. „Und Sie, mein gnädiges Fräulein, würden wohl den Stand vertauschen, nicht aber den Rang, denn Sie wären

ohne Zweifel sehr bald eine Fürstin im Reiche Thaliens."

In der angenehmen Gewißheit, daß keine seiner Phrasen die Probe auf ihre Ehrlichkeit zu bestehen haben würde, hätte er sich ohne Zweifel zu noch schwunghafteren Versicherungen verstiegen, wenn nicht eine plötzliche Veränderung in den Mienen und in dem Benehmen der jungen Dame dem Gespräch alsbald ein Ende bereitet hätte.

An dem imponirenden Jupiter-Haupte des Schauspielvirtuosen vorbei starrte Marie mit weit geöffneten Augen nach der Mitte des Saales; in ihren Mundwinkeln zuckte es, obwohl sie die Lippen fest zusammen preßte, und ihre Brust hob sich stürmisch unter dem bestickten Mieder, als hätte sie mit einer jähen Athemnoth zu ringen.

Unwillkürlich hatte sich Chlodwig Rainer umgesehen, da er aber in dem bunten Bazargewühl durchaus nichts sonderlich Auffälliges wahrzunehmen vermochte, fühlte er sich durch dies plötzliche, offenkundige Vergessen seiner Anwesenheit ein wenig verletzt und zog sich mit einigen wohlklingenden Worten, die zu seinem vermehrten Verdruß ganz unbeachtet blieben, zurück.

Mariens heißer Blick aber folgte unverwandt jeder Bewegung des schlanken Dragoner-Offiziers, der

in Gesellschaft mehrerer Regimentskameraden den Saal betreten hatte, um sich mit sorglosester Heiterkeit in das farbenreiche Gewoge zu drängen. Sie sah, wie Engelbert seinen Vater flüchtig begrüßte und wie er dann nach rascher Umschau zu der Comtesse Hainried trat. Was er sprach, konnte sie freilich nicht vernehmen; aber die Art, wie er die Hand der üppigen Schönheit küßte, wie er sein Haupt zu ihr neigte und seine Augen in die ihrigen senkte, ließ den Inhalt seiner Worte gut genug errathen.

Und es währte lange, ehe er diese Unterhaltung beendet hatte. Vielleicht war es nur der muntere Zuruf seiner Schwester, der ihn halb wider seinen Willen dazu nöthigte. Wenigstens war sein Auftreten viel weniger sicher und sein Blick viel unfreier, als er nun zwischen den Verkaufstischen dahinschritt, mit zaudernder Langsamkeit dem Platze Mariens näherkommend.

Sie war darauf gefaßt, daß er umkehren würde ohne mit ihr gesprochen zu haben; denn es schien ja fast undenkbar, daß er den Muth besaß, jetzt vor sie hin zu treten. Aber wenn es ihn auch sichtlich nicht geringe Ueberwindung kostete, ihr Auge in Auge gegenüber zu stehen, wenn er auch auf seinem peinlichen Wege wiederholt anscheinend unschlüssig verweilte, endlich sah sie seine hohe, ritterliche Gestalt

doch vor sich, straff und aufrecht wie immer und sogar mit dem gewohnten, liebenswürdig leichtsinnigen Lächeln auf den Lippen.

Er war ohne Zweifel Willens, sie mit irgend einer lustigen Artigkeit zu begrüßen, aber Marie hatte die Qualen der letzten Stunde in der Erwartung dieses einzigen, unausbleiblichen Augenblicks wahrlich nicht ertragen, um nun, da er endlich gekommen war, eine Fortsetzung der schimpflichen Komödie zu dulden.

Seiner Anrede zuvorkommend, sagte sie, die klaren, ernsten Augen fest auf sein lächelndes Antlitz gerichtet:

„Man erzählt mir, du seiest im Begriff, dich mit der Comtesse Hainried zu verloben? — Ist das die Wahrheit?“

Engelbert drehte an seinem Schnurrbart und das Lächeln verschwand. Rasch und verlegen um sich blickend, erwiderte er fast flüsternd:

„Wie können wir hier von solchen Dingen sprechen! — Ich bitte dich inständig, liebste Marie — —“

„Wird es dir so schwer, mir mit einem einfachen Ja oder Nein zu antworten? — Ich verlange ja nur zu wissen, ob es die Wahrheit ist!“

Ob sie ihre Stimme wirklich um ein Geringes erhoben hatte, oder ob es Engelbert in seiner Verlegenheit nur so erschien, jedenfalls hatte er die fatale

Empfindung, daß die Blicke der ganzen Umgebung auf ihn und sie gerichtet seien.

„Nun denn, wenn du es durchaus hören willst, — ja, es ist die Wahrheit!“ stieß er zwischen den zusammen gepreßten Zähnen hervor. „Aber ich denke nicht daran, mich auf weitere Erklärungen einzulassen, wenigstens nicht an einem so unpassenden Orte.“

Er wollte sich hastig abwenden; aber er konnte damit ihre Antwort nicht verhindern, die ihn aufzucken ließ, wie wenn man ihn vor all' diesen Hunderten in's Gesicht geschlagen hätte.

„Es ist mir um deine Erklärungen nicht zu thun, denn ich habe der feigen, erbärmlichen Lüge nachgerade genug aus deinem Munde vernommen.“

An den nächsten Tischen wenigstens mußten diese Worte unfehlbar gehört worden sein. Mit jenem geschärften Auffassungsvermögen, das sich in der höchsten Bedrängniß einzustellen pflegt, nahm Engelbert wahr, wie in der Nachbarschaft das muntere Geschwirr der Stimmen plötzlich verstummte. Es flimmerte ihm vor den Augen und es zuckte ihm in den Fäusten, als ob er irgend etwas zerreißen, zerdrücken, niederschmettern müßte. Aber er hatte doch Geistesgegenwart genug, zu bedenken, daß nur durch eine rasche, glückliche Eingebung dem unerhörten Skandal noch vorzubeugen sei.

Hart an den Tisch Mariens zurücktretend, neigte

er sich vertraulich zu ihr hinüber und sagte laut genug, um ringsum verstanden zu werden:

„Wenn du deine Rolle am Abend der Aufführung nur halb so natürlich spielst, werden wir uns um den Erfolg wahrlich nicht zu sorgen brauchen."

Er hatte versucht, sie dabei unter den Bann seines funkelnden, gebieterischen Blickes zu zwingen; aber seine Macht über sie war zu Ende. Für einen Moment wohl hatte sein verwegener Schachzug Marie in einen Zustand regungslosen Erstaunens versetzt; dann aber flammte die heißeste Entrüstung hoch auf in ihren Wangen wie in ihren Augen.

„Elender!" rief sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, und dann, als käme ihr plötzlich das Bewußtsein des Ungeheuerlichen, das sie gethan, eilte sie, in Thränen ausbrechend, dem Ausgang des Saales zu.

Voll Erstaunen und Theilnahme näherte sich ihr in dem Nebenraum, wo noch vom Concert her die Sesselreihen standen, ein ahnungsloses Mitglied des Comitees.

„Mein gnädiges Fräulein — um Gotteswillen — ist Ihnen etwas widerfahren? Fühlen Sie sich nicht wohl?"

Marie fuhr mit dem Taschentuch über die Augen und rang darnach, ihre Fassung wieder zu gewinnen.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, mir meinen Mantel

zu verschaffen — und eine Droschke —! Ich muß nach Hause fahren!"

Der Kavalier fragte nicht weiter. Er ging hinaus, um ihren Auftrag auszuführen. Marie aber, die halb ohnmächtig in einen der Sessel gesunken war, fühlte in der nächsten Minute einen weichen Arm liebkosend an ihrem Halse und einen warmen Athem an ihrer Wange.

„Mariechen, mein Liebling, was soll das bedeuten? — Sage mir um Alles in der Welt: was hat man dir gethan?"

Cilly war es, die ihr gefolgt war und die sich nun mit aufrichtigster, zärtlichster Theilnahme über die Gebrochene neigte. Aber wie süß und schmeichelnd ihr auch die Stimme ihrer Base an das Ohr klingen mochte, Marie hörte es doch noch von derselben Stimme in ihrem Herzen widerhallen:

„Am Ende macht er ja auch eine vortreffliche Partie" und Cilly war ihr nun eine Feindin, wie alle die Andern.

„Was man mir gethan hat?" wiederholte sie, sich fast unsanft von der vertraulichen Umschlingung losmachend.

„Frage deine ritterlichen Brüder, wenn es dich wirklich darnach verlangt, es zu erfahren. Und bemühe dich nicht weiter um mich — ich bitte dich

darum! Ihr sollt Euch künftig um meinetwillen so wenig Zwang auferlegen, wie Ihr es meines Bruders wegen thut! Es war thörichte Verblendung, daß ich wähnte, es könne jemals Gemeinschaft sein zwischen Euch und uns!"

Bestürzt und ohne Verständniß blickte Cilly auf die Erzürnte. Ihre munteren Augen schimmerten feucht von aufsteigenden Thränen.

„Wenn du mir nur erklären wolltest, was das Alles heißen soll! — Habe ich dich irgendwie gekränkt, so bitte ich dich um Verzeihung; aber ich schwöre dir zugleich, daß es ohne mein Wissen geschehen sein muß!"

Der Herr vom Comitee erschien mit Mariens pelzgefüttertem Abendmantel auf der Schwelle. Bei Cillys Anblick zögerte er, näher zu treten, doch Marie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen! Vielleicht haben sie die Güte, mich bei Herrn von Boretius zu entschuldigen und zu veranlassen, daß mein Tisch von einer der anderen Damen mit übernommen wird. Ich bin leider außer Stande, auf meinen Platz zurückzukehren."

„Noch einen Augenblick, Herr Baron!" fügte Cilly mit raschem Entschluß hinzu. „Auch mir muß eine Vertreterin bestellt werden; denn ich werde meine Cousine selbstverständlich begleiten."

Sie hatte ihre Worte durch einen herzlich bittenden Blick auf Marie unterstützt, doch diese blieb unerschütterlich.

„Du darfst die Verlegenheit der Herrschaften nicht ohne Noth vermehren", sagte sie kühl, „und mein Unwohlsein ist wirklich nicht so bedeutend, daß es eine Begleitung nothwendig machte."

Die Zurückweisung war so unzweideutig, daß Cilly sich nicht wohl einer noch schärferen Ablehnung in Gegenwart des Dritten aussetzen konnte. Aber sie zeigte sich trotzdem ganz gegen ihre sonstige reizbare Art weder unfreundlich noch gekränkt.

„Wenn du es wünschest, werde ich bleiben; aber so bald ich eine Gelegenheit finde, fort zu kommen, eile ich zu dir."

Marie blieb ihr die Erwiderung schuldig. Sie nahm den Arm des Barons und ließ sich zu der Droschke hinunter führen. Die Fahrt bis zur Viktoria-Straße schien ihr fast unendlich, und die verwunderten Mienen der Dienerschaft bei ihrer vorzeitigen Heimkehr bereiteten ihr unerträgliche Pein. Die Thür ihres Zimmers hinter sich verschließend, entledigte sie sich des kostbaren Kostüms und packte die Kleider und Gebrauchsgegenstände, welche sie bei ihrem Einzuge in das Haus des Generals mitgebracht, in ihren Koffer. Die Arbeit nahm nicht all'

zu viel Zeit in Anspruch; aber bei jedem Geräusch, das draußen vernehmlich wurde, horchte Marie doch ängstlich auf, als fürchte sie, daß einer ihrer Verwandten ihr gefolgt sein könnte, um sie aufzusuchen und sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern.

Doch ihre Besorgniß erwies sich als unbegründet. Niemand kam, sie zum Bleiben zu bewegen und Niemand trat ihr hindernd in den Weg, als sie in einer einfachen Promenaden-Toilette zum letzten Mal die Treppen des Hauses hinab stieg, in welchem sie eine zweite Heimath zu finden gehofft hatte.

Um alles unnöthige Aufsehen bei der Dienerschaft zu vermeiden, hatte sie den verschlossenen Koffer in ihrem Stübchen zurückgelassen, und sie schlug nun zu Fuß die Richtung nach dem Brandenburger Thor und nach der Wohnung ihres Bruders ein.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Wolfgang nicht beschäftigt war, als ihm der Besuch Mariens durch seinen Diener gemeldet wurde. In der herzlichen Art seiner Begrüßung verrieth sich nicht die leiseste Empfindlichkeit darüber, daß sie seit dem halb unfreiwilligen Besuche in Cillys Begleitung seine

Wohnung nicht wieder betreten hatte. Mit einem munteren Scherzwort führte er sie in sein Arbeitszimmer, und mit einer zärtlichen Bewegung strich er über ihr weiches, goldblondes Haar, als sich Marie dort wortlos und stürmisch in seine Arme warf.

„Steht es so, mein armer Liebling?“ fragte er voll inniger Theilnahme, wenn auch ohne jeden Anflug von Ueberraschung. „Hat man dir da draußen ein Leid angethan?“

Als hätte der weiche Klang seiner Stimme sie schmerzlich getroffen, richtete Marie sich auf und versuchte, sich zu fassen.

„Nein, Wolfgang, ich verdiene nicht, daß du mir so liebevoll und brüderlich entgegen kommst,“ sagte sie. „Du sollst mich schelten und sollst mir bittere Vorwürfe machen! Um dich habe ich ja zehnfach Alles verdient, was mir widerfahren ist!“

Er legte seinen Arm um ihre bebende Gestalt und geleitete sie zu dem Ruhebett, auf welchem er sich an ihrer Seite niederließ.

„Es soll dir im Voraus von Herzen verziehen sein, meine liebe Marie! Wollte der Himmel, daß nie eine größere Sünde auf Erden begangen würde als die, deren du dich gegen mich schuldig gemacht haben magst!“

„Du kannst eben nicht ahnen, wie lieblos und

wie feig, wie erbärmlich feig ich gehandelt. Ich habe dich verleugnet und verrathen, ich habe schweigend geduldet, daß man deine Ehre antastete, — ja, ich war schlecht genug, deinem Freunde hindernd in den Weg zu treten, als er die Verleumder zur Rechenschaft ziehen wollte!"

Es war, als ob sie von einem leidenschaftlichen Verlangen erfaßt sei, sich selbst anzuklagen, als ob sie sich nicht genug thun könne in dem Bestreben, ihm das Verdammenswerthe ihres Thuns im grellsten Lichte zu zeigen. Aber Wolfgang ließ sich durch die Rücksichtslosigkeit dieser Selbstbezichtigung nicht beirren. Etwas ernster zwar, doch noch immer mit jener milden Freundlichkeit, die seinem mannhaften, energischen Antlitz so wohl anstand, beugte er sich zu ihr herab und sagte, indem er ihre Hand ergriff:

„Wie übel muß man dir mitgespielt haben, mein Schwesterchen, wenn du darüber so hart und ungerecht werden kannst gegen dich selbst! — Sieh, es würde mir gar nicht schwer fallen, dir zu antworten: Was du auch immer an mir gefehlt haben magst, es ist freudig vergeben, auch ohne daß du mir's beichtest! — Aber ich weiß, daß ich dir damit keinen Dienst erweisen würde. Nicht so sehr auf meine Vergebung kommt es ja an als darauf, daß du dir selbst verzeihst, und dazu ist ein offenes Bekenntniß sicherlich

der beste Weg. Nur daß ich dir dabei ein wenig zu Hülfe komme, wirst du mir erlauben. Vielleicht errathe ich viel mehr als du vermuthest."

Betroffen und wie von einer schmerzlichen Befürchtung erfaßt, sah sie zu ihm auf.

„Man hat dir also erzählt — ? — Lothar hat mich zu seiner eigenen Rechtfertigung bei dir verklagt?"

Verneinend schüttelte Wolfgang den Kopf.

„Niemals hat Lothar anders als mit dem Ausdruck der Achtung und Freundschaft von dir gesprochen. Aber der Wortlaut deiner Anklage macht es mir leicht genug, auf die Natur des Vergehens zu schließen. Man hat in deiner Gegenwart von mir geredet, ohne zu ahnen, daß du meine Schwester seist, — man hat mich ein wenig verlästert, mich vielleicht einen Schwindler oder dergleichen genannt, und du hast dazu geschwiegen, — das ist Alles, nicht wahr?"

„Nein, es ist nicht Alles, Wolfgang, obwohl es auch so schon schlimm genug wäre! — Aber ich habe mehr gethan als das! — Ich habe Lothar zurück gehalten, als er seiner Freundespflicht Genüge thun wollte, — mit dem Aufgebot aller Mittel, ja, fast gewaltsam habe ich ihn daran gehindert."

„So? — Und warum hast du das gethan?"

Mariens Busen wogte stürmisch. Starr blickte sie vor sich hin.

„Weil ich einen Anderen schonen wollte, den ich damals höher stellte als dich. Weil Engelbert von Brenckendorf es war, den das Eingreifen Lothars am härtesten getroffen haben würde.“

Beinahe tonlos war diese Erklärung von ihren Lippen gekommen. Voll warmen Mitleids ruhte Wolfgangs Blick auf ihrem bleichen Gesicht, aber erst nach einem kleinen Schweigen sagte er mit ruhigem Ernst:

„Das war Grund genug, Marie! — Auch wenn ich minder schuldig daran wäre, daß du jener Versuchung ausgesetzt werden konntest, würde ich kein Recht haben, dir zu zürnen. Auch Stärkere als wir sind unterlegen in dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe.“

„Liebe?“

Eine Welt von Schmerz und Bitterkeit lag in dem Ausdruck, mit welchem sie das Wort wiederholte. Dann verbarg sie plötzlich das Gesicht in den Händen, unfähig, sich länger zu beherrschen.

Sacht und liebkosend, fast mit der Zartheit eines Vaters legte Wolfgang seinen Arm um ihren Nacken.

„So viel von mir, Marie! — Du hast vor Allem dein Herz erleichtern wollen von der vermeint-

lichen Schuld, und ich habe dich nicht daran gehindert. Nun aber laß uns von dir sprechen und von dem Unrecht, das man dir gethan, du hast recht gehandelt, daß du zuerst zu mir gekommen bist!"

„Zu wem auch hätte ich sonst gehen sollen? — Bist du denn nicht der einzige Freund, den ich auf der Welt besitze?"

„Der aufrichtigste jedenfalls, mein liebes Schwesterchen! — Aber nun wirst du mir ohne Rückhalt Alles sagen, nicht wahr?"

„Ja — Alles!" bestätigte sie mit festem Entschluß, und eine wie grausame Aufgabe es auch für sie sein mochte, vor einem Anderen von ihrem kurzen Liebestraum und von dem kläglichen Erwachen zu sprechen, welches demselben gefolgt war, so nahm sie doch mit trotzigem Muthe die neue Demüthigung auf sich, welche für sie in diesen Bekenntnissen lag. Ohne ihre mädchenhaften Empfindungen zu schonen, berichtete sie Alles, was sich seit ihrem ersten Besuche im Hause des Generals zwischen ihr und Engelbert zugetragen; sie verschwieg nichts und sie suchte nichts zu vertuschen oder zu entstellen.

„Nun weißt du Alles," schloß sie, nachdem sie auch die kurze Scene auf dem Bazar geschildert hatte, ihre Beichte, „und nun ist es an dir, mir zu sagen, was jetzt geschehen wird."

Gegen die Polster des Ruhebettes zurückgelehnt, hatte Wolfgang ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen.

„Was jetzt geschehen wird? — Nun, ehe wir davon sprechen, ist es an mir, dir ebenfalls ein kleines Geständniß abzulegen. Wirst du mir zürnen, wenn ich dir sage, daß ich seit Lothars letztem Besuche diese schmerzliche Stunde mit voller Sicherheit vorausgesehen habe?"

Mit großen, erstaunten Augen wandte sich ihm Marie zu. Ein dunkles Roth stieg ihr langsam in die Wangen.

„Also hat er dennoch den Angeber bei dir gemacht? — O, das ist schändlich — schändlich!"

„Ich vermag in dem, was Lothar gethan, wahrhaftig nichts Schändliches zu erblicken, Marie! — Er hat gewiß nicht spionirt; aber du und Engelbert, ihr habt es ihm wahrscheinlich sehr leicht gemacht, euer Geheimniß zu errathen. Und daß er dann mit seiner Entdeckung zu mir kam, geschah vollends in der rechtschaffensten Absicht von der Welt. Er wußte, daß der General zu eurer Vereinigung niemals seine Zustimmung geben würde, und er wußte auch, daß Engelbert nicht der Mann sei, sich einem väterlichen Machtwort mit Festigkeit und Entschiedenheit zu widersetzen. Und weil er bei dieser Kenntniß der betheiligten Personen das Ende deines Romans nur zu gut voraus-

sah, wandte sich Lothar an mich, um meine brüderliche Einmischung zu fordern. Ich sollte dich warnen und sollte meinen ganzen Einfluß aufbieten, dich zum Verlassen des Hauses zu bewegen!"

„Mich zum Verlassen des Hauses zu bewegen — ja, das glaube ich gern! — Und was hast du ihm darauf geantwortet, dem Herrn Assessor von Brenckendorf?"

„Ich habe ihm geantwortet, daß ich von der Berechtigung seiner Besorgnisse zwar vollkommen überzeugt sei, daß ich mich aber jeder Einwirkung auf dein Thun und Lassen enthalten würde, so lange du die Mittel besäßest, dich selbst zu schützen. Du bist ja kein Kind mehr, und ich habe drüben in Amerika gelernt, die persönliche Freiheit zu respectiren. Ein kleiner Kummer, den wir der eigenen Thorheit zu danken haben, ist jedenfalls viel leichter zu ertragen und viel heilsamer für unser künftiges Leben als der willkürliche Eingriff eines Anderen in unser gutes Recht der Selbstbestimmung."

Vielleicht klangen seine Worte zu wohlüberlegt und zu kühl verständig, als daß sie auf Mariens schmerzlich erregtes Gemüth hätten eine wahrhaft wohlthuende Wirkung üben können. Sie sah eine Weile still vor sich hin, ehe sie mit leisem Kopfschütteln erwiderte:

„Es wäre wohl auch umsonst gewesen, denn ich

hätte dir ja sicherlich nicht geglaubt, was ich meinen eigenen Augen nicht ohne Weiteres glauben wollte. Doch es ist müssig von dem zu sprechen, was unter anderen Umständen hätte geschehen können! Nur das, was jetzt geschehen wird, sollte uns kümmern!"

„Gewiß! — Und ich meine, es wird uns nicht viel Kopfzerbrechen machen, darüber in's Reine zu kommen. Natürlich bleibst du jetzt bei mir."

„Du mißverstehst mich, Wolfgang! — Nicht mein künftiges Schicksal ist es, das mir Sorge macht, und eine andere Art von brüderlichem Beistand hatte ich von dir erwartet. Muß ich fürchten, daß du ihn mir verweigerst?"

„Welch' ein Zweifel, Marie! — Doch was verlangst du, daß ich thue? — Soll ich hingehen, von dem Vetter Engelbert zu fordern, daß er seine Verlobung mit der Comtesse Hainried aufhebe, um dir sein Versprechen zu halten und dich zum Altar zu führen?"

„Niemals! — Wenn er mich jetzt auf den Knieen anflehte, seine Gattin zu werden, so würde ich keine andere Antwort für ihn haben als einen Ausdruck des Widerwillens und der tiefsten Verachtung."

„Genau so habe ich es erwartet! — Aber da du keinen Anspruch mehr erhebst auf seine Liebe und

Hand, welche andere Genugthuung ließe sich dann noch von ihm verlangen?"

Ein Ausdruck naiven Erstaunens trat auf ihr Gesicht.

„Und das kannst du fragen? — Du, der deutsche Edelmann und ehemalige Offizier, kannst mich, ein Mädchen darnach fragen?"

„So soll ich ihn etwa auf Degen oder Pistolen fordern, in dem abgeschmackten Wahn, daß eine Nichtswürdigkeit durch eine Narrheit wieder gut gemacht werden könnte? — Nein, mein liebes Schwesterchen, gegen eine flotte Schlägermensur mit Binden und Bandagen habe ich zwar im Grunde wenig einzuwenden; ein Zweikampf mit tödtlichen Waffen aber und zwischen Männern, die über die Studentenjahre hinaus sind, ist ein verbrecherischer Unsinn, der für vernünftige Leute unseres Schlages gar nicht erst in Frage kommen sollte. Würdest du dich denn getröstet fühlen oder deine Ehre für wiederhergestellt erachten, wenn du mich morgen mit durchschossener Stirn vor dir liegen sähest?"

Obwohl er die letzten Worte in einem fast scherzenden Ton gesprochen hatte, wirkte das Bild, das sie vor Mariens Fantasie herauf beschworen, doch so furchtbar und erschreckend auf sie ein, daß sie ihm in tiefer Beschämung beide Hände entgegenstreckte.

„Vergieb mir, Wolfgang! — Die Vorstellung, daß du Engelbert fordern würdest, war mir bis zu diesem Augenblick so selbstverständlich erschienen, daß ich mir der Herzlosigkeit in dieser Zumuthung wahrhaftig nicht bewußt geworden war. Aber du hast Recht: die Gesetze der Ehre sind zu grausam, als daß man ihnen immer und überall Genüge thun dürfte."

Sie war aufgestanden, doch Wolfgang nahm ihre Hand und zog sie sanft auf den Sitz zurück.

„Die Gesetze der Ehre? Verstehen wir uns denn noch immer so wenig, meine liebe Marie? — Ist die Welt, in der man dir so schnöde mitspielen konnte, auch heute noch die Welt deiner Ideale? — Hat dich selbst diese harte Schule nicht zu lehren vermocht, wieviel Herzlosigkeit, Feigheit und schnöde Selbstsucht sich auch hinter all' dieser blinkenden Ritterlichkeit und hinter dem stolzen Gerassel mit fleckenlosen, adligen Wappenschildern zu bergen weiß?"

„Könnte es dir denn Genugthuung bereiten, Wolfgang, wenn es so wäre?"

„Genugthuung — nein! — Dazu war der Preis, den du für diese Erfahrung zu zahlen hattest, denn doch zu hoch! — Aber daß du nur mit Hülfe mancher herben Enttäuschung aus dem unheilvollen Zwiespalt zu erlösen sein würdest, in welchem ich dich bei

meiner Rückkehr traf, das, meine liebe Marie, war mir allerdings von vornherein nicht zweifelhaft.“

„Ich verstehe dich nicht mehr, Wolfgang! — Aus einem Zwiespalt, von dem ich selber nicht das Geringste bemerkte?“

„Würden wir Menschen denn so oft geradeswegs in unser Unglück rennen, wenn wir rechtzeitig bemerkten, auf einer wie verderblichen Bahn wir uns befinden? — Und glaube mir, mein Liebling: du warst bedenklich nahe daran, dich in der absichtlich gewählten Einsamkeit deines elenden Stübchens bei deinen schlecht bezahlten Malereien in ein tief unglückliches Dasein hinein zu leben. Nicht durch deine Schuld, — denn du warst eben erzogen worden für eine Gesellschaft, die da meint, über der großen Menge der Menschen zu stehen und die sich darum das Recht nimmt, sie zu verachten. Alle deine Gedanken und Lebensanschauungen wurzelten in dem Boden dieser Erziehung, und wie wohlthätig auch eine angeborene Herzensgüte deinen aristokratischen Hochmuth dämpfen mochte, er war darum doch in nur zu entschiedener Ausprägung vorhanden. Du schüttelst den Kopf und siehst mich beleidigt an — du glaubst mir also nicht! Nun wohl, so gieb mir ehrliche Antwort auf einige ehrliche Fragen: Warum machtest du gerade das geringste und unvollkommenste deiner Talente für den Brod=

erwerb nutzbar, wenn nicht in dem hochmüthigen Irrthum, daß es dir nicht anstehe, dich gleich der ersten besten Bürgerstochter in der abhängigen Stellung einer Erzieherin oder eines Wirthschaftsfräuleins durch die Welt zu schlagen? — Warum gabst du dir so wenig Mühe, deine Entrüstung über die von mir getroffene Berufswahl zu verhehlen, und warum lehntest du es ohne Besinnen ab, meinem Hauswesen vorzustehen? Sieh, ich erinnere dich gewiß nicht an diese Dinge, um dir einen Vorwurf daraus zu machen, denn du dachtest und handeltest eben nur, wie es dir von Kindheit auf gelehrt worden war. Aber du mußt mir glauben, daß es mich aufrichtig schmerzte, dich in so gefährlicher Verblendung zu wissen. Wer sich völlig unabhängig von den Menschen fühlt, der mag es ja wagen dürfen, sie ungestraft zu verachten. Wer aber mitten im großen Strome dahintreibt, allen Stürmen preisgegeben und stündlich darauf angewiesen, nach der Hand eines lieben Nächsten zu haschen, um sich an ihr mit genauer Noth über Wasser zu halten, der hüte sich vor der Hoffarth als vor der verderblichsten aller Thorheiten. Ob er sich den Haß oder den Spott der Anderen zuzieht, in jedem Falle wird er sehr bald unglücklich und einsam sein. Was die Menge an dem Großen und Mächtigen ehrfürchtig anstaunt und bewundert, das erscheint ihr bei ihres=

gleichen nur zu oft verdammenswerth oder verächtlich, — und ihresgleichen ist ihr Jeder, der mit der gemeinen Noth des Lebens zu ringen hat wie sie. Den Hochmuth des Fräulein von Brenckendorf, das in einer wappengeschmückten Equipage dahinsaust, mag sie vollkommen begreiflich finden, — für den Hochmuth des Fräulein von Brenckendorf aber, das sie mühselig um das tägliche Brod arbeiten sieht, würde sie sicherlich nur Hohn und offenkundige Geringschätzung haben."

„Und warum, wenn du dies Alles erkanntest, warum hast du es mir nicht schon damals gesagt?"

„Weil dir meine Worte nicht den geringsten Eindruck gemacht haben würden, liebste Marie! — Wenn es ein Mittel gab, dich vor so verfehltem und verbittertem Dasein zu bewahren, so war es einzig der Versuch, dir die Welt deiner Träume und Illusionen einmal im nüchternen Lichte der Wirklichkeit zu zeigen, dich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, daß Lauterkeit des Charakters und Größe der Gesinnung mit adeliger Abstammung so wenig zu schaffen haben, als Ehrlosigkeit und feige Schwäche mit niedriger, ruhmloser Herkunft. Wie die Dinge sich jetzt gestaltet haben, muß ich freilich zugeben, daß es ein gewagtes Experiment war und daß ich vielleicht besser gethan hätte, es unversucht zu lassen."

Verständnißlos starrte ihn Marie an; dann aber ergriff sie mit einer heftigen Bewegung seinen Arm.

„Ein Experiment, das du unternommen hast, du? — Ja, um Gotteswillen, was soll denn das heißen?“

„So ist dir niemals eine Ahnung gekommen, wem du die freundliche Einladung des Generals zu danken hattest? So hast du nie etwas Auffälliges in der plötzlich erwachten Theilnahme unserer lieben Verwandten gefunden?“

Wie von einem furchtbaren Schlage getroffen, senkte Marie das Haupt.

„Sage mir Alles, Wolfgang!“ bat sie mit matter Stimme. „Jetzt darfst du mir nichts mehr verschweigen!“

Und er berichtete ihr in der That getreulich von seinem einzigen Besuche bei dem General und von dem seltsamen Vertrag, welcher damals zwischen ihnen geschlossen worden war.

„Hättest du dich in jenen Kreisen dauernd wohl befunden, meine liebe Marie, so würdest du aus meinem Munde nie erfahren haben, welche Bewandtniß es mit der liebevollen Fürsorge Seiner Excellenz für die Tochter des armen Jugendfreundes gehabt. Mein Exempel wäre dann einfach falsch gewesen, und im Anblick deines Glückes hätte ich die Erkenntniß meines

Irrthums wahrlich leicht genug verschmerzt. Jetzt aber mußt du freilich zu allem Anderen auch noch diese Enthüllung in den Kauf nehmen, du mußtest erfahren, weshalb ich mich meines Adels entäußerte und weshalb Engelbert von Brenckendorf es wagen durfte, mich vor seinen Freunden zu verleugnen."

Er war offenbar einer wohl überlegten Absicht gefolgt, aber es hatte ganz den Anschein, daß die Wirkung seiner Mittheilungen eine wesentlich andere gewesen sei, als er es erwartet. Marie war todtenbleich geworden, und als er sich nun auf's Neue ihrer Hand bemächtigte, lag dieselbe eiskalt in der seinigen. Wolfgang wartete ruhig auf ihre Erwiderung, obwohl Minuten vergingen, ehe sie, all' ihre Kraft mühsam zusammenraffend, sagte:

„Du hast es gewiß gut mit mir gemeint, und das Opfer, welches du mir gebracht hast, ist viel größer, als ich es um dich verdient habe. Ich danke dir dafür; aber du siehst nun wohl selber ein, daß es besser gewesen wäre, das Experiment zu unterlassen. Du hattest eben nicht daran gedacht, eine wie unwürdige Rolle ich in den Augen des Generals und seiner Angehörigen spielen mußte, nachdem ich in Folge solcher Abmachung in sein Haus gekommen war, — du hattest die Demüthigungen nicht vorausgesehen, die mir unter solchen Umständen früher oder später un-

fehlbar beschieden sein mußten, — und — doch genug, es könnte den Anschein gewinnen, als ob ich dir Vorwürfe machen wollte, und das ist sicherlich nicht meine Absicht. — Noch einmal: ich danke dir — auch für deine Offenheit! — Und nun: adieu — für heute!“

In lebhaftester Ueberraschung hielt Wolfgang noch immer ihre Hand.

„Du willst fort — jetzt? — Und die Genugthuung, welche ich dir verschaffen sollte?“

Sie sah ihn fest an, und es war ein eigenthümliches Leuchten in ihren Augen.

„Ich selbst werde sie mir nehmen, Wolfgang, — besser und vollständiger, als irgend ein Beschützer es an meiner Stelle könnte.“

„Aber du wirst mich zuvor in dein Vertrauen ziehen, nicht wahr? — Und von nun an wird mein Haus deine Heimath sein —?“

Ohne Unfreundlichkeit, doch mit einem Ausdruck unerschütterlichen Entschlusses auf dem blassen Gesicht, schüttelte Marie den Kopf.

„Zürne mir nicht, wenn ich dir darauf zum zweiten Mal mit Nein antworten muß. Es ist gewiß nicht Hochmuth, der mich heute dazu bestimmt.“

„Aber der Grund? — Du mußt doch irgend eine Ursache haben für solche Weigerung?“

Ein kleines, wehmüthiges Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Vielleicht habe ich keine triftigere als der kleine Vogel, der sich vor dem neuen Käfig fürchtet, nachdem er dem alten entronnen ist. Ich weiß, du wirst mich nicht mißverstehen! Und du wirst mir auch künftig gestatten, mich an dich als an meinen einzigen Freund zu wenden, wenn ich des Schutzes bedürftig bin. Ohne Groll wirst du mir deine Hand zum Abschied reichen, auch wenn meine Ablehnung dich ein wenig gekränkt hat — nicht wahr?"

„Wie sollte ich dir grollen, mein Liebling! — Aber es will mir nicht in den Sinn, daß ich dich so von mir gehen lassen soll! — So sage mir doch wenigstens, was du zu beginnen gedenkst!"

„Und wenn ich darüber nun mit mir selber noch nicht ganz im Reinen wäre? — Würdest du nicht begreifen, daß ich dann vor Allem Zeit gewinnen muß, darüber nachzudenken?"

„Ich fürchte, meine liebe Marie, du bist in diesem Augenblick nicht ganz aufrichtig gegen mich. Aber ich will nicht in dich dringen, mir ein Vertrauen zu schenken, das dir nicht von Herzen käme. Daß du nichts Verwerfliches unternehmen wirst, dessen bin ich ja — Gott sei Dank! — gewiß."

„Vielen wird es vielleicht in der That verwerf-

lich erscheinen, Wolfgang — und auch du wirst es möglicherweise nicht billigen. Aber du hast mir vorhin das Recht der Selbstbestimmung zugestanden, und es kann dich nicht kränken, wenn ich nach meinen letzten Erfahrungen nicht zum zweiten Mal einen Anderen über mein Schicksal verfügen lassen möchte."

Die Zurückhaltung, welche seit seinem Bekenntniß trotz all' ihrer Freundlichkeit in Mariens Benehmen lag, that ihm sichtlich weh; aber auch er ließ nichts von Gereiztheit in seinen Worten durchklingen, als er der Schwester die Hand zum Abschied reichte.

„Man muß nicht von der Minute erzwingen wollen, was nur die Stunde gewähren kann," sagte er zwischen Ernst und Scherz. „Die Hauptsache ist doch, daß wir einander jetzt ganz verstehen und uns, wie ich denke, nicht so leicht wieder verlieren werden. Nur eines noch: Wo habe ich dich künftig zu suchen? Denn daß du in das Haus Seiner Excellenz nicht mehr zurückkehrst, ist doch wohl sebstverständlich!"

„Ich hoffe für die nächsten Tage ein Unterkommen bei Fräulein Engelhardt zu finden, und ich gebe dir natürlich Nachricht, sobald ich meine Wohnung verändern sollte."

„Dann bin ich beruhigt! — Viel Glück denn auf deinen Weg, mein liebes Schwesterchen!"

Er geleitete sie bis an die Ausgangsthür der

Wohnung und kehrte dann in sein Arbeitszimmer zurück, um vom Fenster aus der Davoneilenden mit den Blicken zu folgen, so lange er ihre schlanke Gestalt im Menschengewühl der volkreichen Straße zu unterscheiden vermochte.

„Was sie nur vorhaben mag!“ sagte er mit einem Kopfschütteln vor sich hin. „Mit der Malerei wird sie es ja schwerlich noch einmal versuchen. Doch gleichviel, was sie auch immer beginnen mag, sie wird dem Namen Brenckendorf in meinem Sinne gewiß keine Schande bereiten!“

Noch kämpften draußen über dem Häusermeer der Riesenstadt die letzten nächtigen Schatten mit dem matten Licht des anbrechenden Wintertages, als ein halbwüchsiger, mürrisch und verschlafen aussehender Kellnerbursche an die Thür des Gasthofszimmers klopfte, welches man dem letzten, erst gegen Mitternacht angekommenen Fremden zugewiesen hatte. Es mochte in Kulickes Hotel nicht Sitte sein, eine besondere Aufforderung zum Eintritt abzuwarten, denn noch ehe von drinnen ein Laut vernehmlich geworden war, schob sich der Junge über die Schwelle. Er

trug ein Buch unter dem Arme, das genau so schmierig und abgegriffen aussah wie jeder andere Gegenstand in diesem gastlichen Hause, und mit einem verdrießlichen Gebrumm, das vielleicht einen Morgengruß darstellen sollte, warf er es klatschend auf den Tisch.

Der Fremde, welcher durch das Klopfen nicht aus seinem tiefen Schlummer geweckt worden war, fuhr erst bei diesem Geräusch in die Höhe. Seine dunkeln Augen, die fast geisterhaft aus dem hageren und im grau-gelben Morgenlichte wahrhaft leichenfahlen Antlitz leuchteten, stierten den schmutzigen Burschen Sekunden lang wirr und verständnißlos an.

„Das Bild? — Ich habe das Bild nicht! — Wer sagt, daß ich es habe?“ kam es von seinen Lippen. Der beängstigende Traum, aus welchem er empor geschreckt worden war, mochte noch die Herrschaft behaupten über seine Gedanken. Aber der Kellnerbursche fand nichts Auffälliges in dem sinnlosen Geschwätz eines Schlaftrunkenen.

„Hier ist von keinem Bild die Rede,“ brummte er. „Sie sollen sich blos in das Fremdenbuch einschreiben! — Es wurde gestern Abend vergessen.“

„Ja — so —, in das Fremdenbuch!“ wiederholte Hudetz, nun endlich zur Besinnung kommend. Mit einem Ruck warf er das schwere, einen eigen-

thümlich modrigen Geruch ausströmende Deckbett von sich und griff nach seinen Kleidern.

„Wünschen Sie auch Kaffee?“ fragte der Junge, der ihm mit stupider Gleichgültigkeit zusah. „Und wollen Sie das Zimmer für die nächste Nacht behalten?“

„Nein, das Eine so wenig als das Andere! — Ich befinde mich nur auf der Durchreise und ich muß mich beeilen, weiter zu kommen.“

Er hatte seinen Anzug nothdürftig beendet und trat an den Tisch, auf welchen der Kellner das schmierige Fremdenbuch geworfen hatte.

„Man muß sich also wirklich einschreiben?“ fragte er. „Die Polizei kümmert sich täglich darum?“

„Und ob sie sich darum kümmert! Aber zum Kaffeetrinken haben Sie doch wohl noch Zeit genug! Mit welchem Zuge wollen Sie denn fahren?“

Hudetz hatte die Feder in den fast völlig eingetrockneten, schlammigen Inhalt des Tintenfasses getaucht und er starrte nun auf die kleinen schwarzen Klümpchen, die an der rostigen Spitze hängen geblieben waren, als hätte er niemals etwas Merkwürdigeres gesehen.

„Wie sonderbar das doch ist!“ murmelte er, die letzten Fragen des Burschen ganz überhörend. „Man weckt die Leute um dieses Fremdenbuches willen aus

dem Schlafe und begnügt sich doch mit dem ersten besten Namen, den sie hineinschreiben. Sehen Sie" — und er that einige rasche, kreischende Federzüge — „da steht der meinige; aber wer leistet Ihnen Gewähr dafür, daß er der richtige ist?"

Der Bursche las, indem er ihm über die Schulter blickte:

„Julius Patek, Kaufmann aus Budapest."

Dann zuckte er gleichmüthig mit den Achseln.

„Mir ist es natürlich ganz egal, ob Sie Patek oder Schulze heißen. Einer, auf den eine Belohnung ausgesetzt ist, werden Sie doch wohl nicht sein."

Hudetz zog den Hals zwischen die Schultern und stocherte mit der Feder in dem verstaubten Tintenfasse herum.

„Und wenn ich nun doch so Einer wäre?" platzte er nach einem kleinen Schweigen heraus, wie Jemand, der vergebens gekämpft hat, ein Wort zu unterdrücken, das sich ihm immer und immer wieder auf die Zunge drängte. „Sie würden es bitter bereuen, mich nicht festgehalten zu haben, wenn Sie später etwas derartiges erführen, nicht wahr?

„Ach Dummheiten!" brummte der Junge, indem er sein Buch wieder unter den Arm nahm. „Also keinen Kaffee?"

„Nein! Was habe ich für das Zimmer zu zahlen?"

„Fünfzehn Groschen, und wenn Sie kein Frühstück nehmen: Zwei Mark! An den Gästen, die nichts verzehren, ist uns wenig gelegen.“

Hudetz zahlte; aber nachdem der Junge ohne Dank und Gruß das Zimmer verlassen hatte, stand er eine Weile mit gesenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen da, wie wenn ihm Muth und Widerstandsfähigkeit plötzlich ganz abhanden gekommen wären.

„Das war das zwölfte Hotel,“ murmelte er, „wie lange noch werde ich täglich ein anderes finden — wie lange noch!“

Draußen auf den Treppen wurde es lebendig. Der Wirth rief scheltend nach dem Kellner, und eine keifende Weiberstimme fuhr in schrillen Fisteltönen dazwischen. Hudetz netzte Gesicht und Hände mit kaltem Wasser und machte sich reisefertig. Außer dem Handköfferchen führte er jetzt noch ein kleines, flaches, viereckiges Packet mit sich, das sehr sorgfältig in Packpapier eingeschlagen und mit Bindfaden umschnürt war. Eine Weile schien er in Versuchung es zu öffnen, als aber der Lärm draußen immer lebhafter wurde und einmal sogar eine Hand versehentlich nach der Thürklinke seines Zimmers griff, knüpfte er die schon gelöste Schleife wieder zusammen und nahm das Packet unter den Arm.

Feuchtkalt schlug ihm die rauhe Morgenluft ent-

gegen, als er auf die Straße hinaus trat, und ließ ihn in seinem dünnen Ueberröckchen fröstelnd erschauern. Er hatte es sichtlich eilig, aus der Nähe des Hauses fortzukommen, in welchem er übernachtet hatte, und erst in der breiten, zu schier unendlicher Länge ausgestreckten Frankfurter Straße, durch welche um diese Morgenstunde ganze Schaaren von Arbeitern mit ihrem unvermeidlichen Blechkännchen zogen, mäßigte er die Hast seiner Schritte.

Es kostete ihn jetzt durchaus keine Ueberwindung mehr, die ausgetretenen Stufen zu einem jener Keller hinab zu steigen, aus deren niedrigen, kaum über dem Pflaster sichtbaren Fenstern eine so verpestete Atmosphäre auf die Straße zu strömen pflegte. Und er hatte den Kaffee im Hotel nur verschmäht, weil er sich allgemach daran gewöhnt hatte, einen kräftigeren Morgentrunk zu sich zu nehmen. Eine Frau von schier ungeheuerlichen, schwammigen Körperformen, die hinter dem Schänktisch stand, füllte ihm das Glas mit dem verlangten Branntwein; aber sie hielt es am Fuße fest, bis ihr Hudetz die Bezahlung zugeschoben hatte. Man ist eben in den Boutiquen der Frankfurter Straße vorsichtiger als in den eleganten Restaurants des Nordwestens.

„Noch einen?“ fragte sie, aber er schüttelte ablehnend den Kopf.

„Später vielleicht, wenn ich wiederkomme, mir meinen Koffer abzuholen, denn ich möchte Sie bitten, ihn mir bis zum Abend aufzubewahren, Frau Wirthin.“

Die kleinen Augen des dicken Weibes musterten ihn nicht ohne Mißtrauen.

„Können Sie mir auch versprechen, daß wir keine Scherereі davon haben werden? Da hängen sie Einem einen Prozeß wegen Hehlerei an den Hals und schleppen einen vor's Kriminal, man weiß nicht wie!“

„Sie dürfen ohne Sorge sein, Frau Wirthin! Ich habe heute Morgen meine Wohnung verlassen und muß mir eine andere suchen. Soll ich dabei meine Habseligkeiten beständig mit mir herum schleppen?“

„Na, dann schieben Sie das Ding nur hinter den Tisch. Es wird's ja wohl Keiner wegnehmen.“

Hudetz wollte sich für ihre Gefälligkeit bedanken; aber er kam nicht mehr dazu, denn über die steile Kellertreppe herab polterten mit wüstem Lärm zwei Männer, die trotz der frühen Stunde augenscheinlich bereits ziemlich stark betrunken waren. Sie hielten sich an den Schultern umfaßt, und während der Eine mit voller Lungenkraft, aber mit heiserer, mißtönender Stimme ein Soldatenlied brüllte, schrie der Andere selbstbewußt und befehlend in den Keller hinein:

„Wir feiern heute unsern Geburtstag, und wer

nicht mitfeiert, der ist ein Lump — ein Lump, sage ich! — Heda, schöne Frau! — Cognac aufgefahren, aber vom feinsten! — Und für die ganze Blase! Ich bezahle Alles — wozu hätten wir denn in der Lotterie gewonnen — nicht wahr, Gottlieb?"

„Ja, wozu — hätten wir — denn — in der Lotterie gewonnen!" stammelte der Andere, der kaum noch auf den Füßen stehen konnte. „Halt — dageblieben! — Wer da — desertirt, der — der kommt in den Ka — Kasten!"

Die letzten Worte galten dem unglücklichen Hudetz, der einen Versuch gemacht hatte, mit seinem Päckchen an den beiden Trunkenbolden vorüber die Kellerthür zu gewinnen. Der freigebige Gewinner aber hatte ihn mit beiden Fäusten an den Schultern gepackt und drückte ihn gegen den Schänktisch, daß dem Wehrlosen fast der Athem verging.

„Lassen Sie doch den Mann los!" bat die Wirthin, die eine gewisse Theilnahme für den Fremden mit den verhärmten, klugen Zügen zu empfinden schien. „Er hat Ihnen ja nichts zu Leide gethan."

„Und wir thun ihm auch nichts!" meinte der erste Sprecher. „Aber er soll mit uns ein Glas auf unsere Gesundheit trinken — das können wir verlangen, nicht wahr Gottlieb?"

„Ja, das können wir verlangen!" bestätigte der

Andere mit schwerer Zunge. „Und wer uns nicht Bescheid thut, dem schlagen wir alle — alle Knochen entzwei!"

Dabei fuchtelte er mit den Armen in der Luft herum und seine kleinen, tückischen Augen bohrten sich in Hudetz' blasses Gesicht. Ein Erschauern der Furcht und des Entsetzens lief diesem plötzlich über den Leib, denn nun erkannte er in dem Sprechenden jenen Strolch, welcher ihm vor einer Reihe von Wochen in der Friedrichstraße so drohend gegenüber getreten war. Und er ergab sich bereitwillig in Alles, was man von ihm verlangte. Zweimal leerte er auf die Gesundheit der beiden Gesellen unter ihrem rohen Gelächter sein Cognacglas, und er würde vielleicht den Ausweg aus dem Keller nicht mehr gefunden haben, wenn die treuen Freunde nicht plötzlich ohne eigentliche Veranlassung in einen heftigen Streit mit einander gerathen wären und ihre Aufmerksamkeit in Folge dessen von ihrem Opfer abgewendet hätten. Diese günstige Fügung benutzte Hudetz zur Flucht. Das verschnürte Päckchen fest an sich drückend, flog er die Treppe empor. Oben aber mußte er sich wohl eine Minute lang am Thürpfosten festhalten, weil sich alles in einem tollen Wirbeltanze vor seinen Augen drehte und weil er die beängstigende Empfindung hatte, daß er zu Boden stürzen müsse, so bald er die Stütze fahren ließe.

Doch der heftige Schwindelanfall ging vorüber, und wenn auch mit unsicheren, schwankenden Schritten, konnte Hudetz doch nach einer Weile die Straße hinabgehen, ohne geradezu die gefährliche Aufmerksamkeit der in hellen Haufen daherkommenden Schulkinder auf sich zu ziehen.

Trotzdem war er berauscht, wie er es nie zuvor gewesen, mehr noch als an jenem verhängnißvollen Vormittag, da er die Wirkung des wundersamen Giftes zum ersten Mal in seinem Gehirn und in seinen Nerven gespürt hatte. Und der Rausch war ihm nicht eine Wohlthat wie sonst, wo er in ihm Vergessen seiner verzweifelten Lage gesucht hatte. Statt der rosigen, hoffnungsfreudigen Stimmung, die ihm der feurige Tröster sonst wohl zu erwecken vermocht, regte sich in seinem Innern heute ein dumpfer Groll — eine still glimmende Wuth, die vielleicht ein leiser Hauch zur verzehrenden Flamme emporlodern lassen konnte — ein unbestimmter, nagender Haß, dem es nur an Ziel und Richtung fehlte, um sich in Thaten umzusetzen.

Vor der Anschlagsäule an einer Straßenecke blieb er stehen, zwecklos und absichtslos nach der Art der Berauschten, lediglich, weil er Andere dort stehen sah, die den Inhalt eines grell rothen Zettels studirten. Die Polizeibehörde hatte eine Belohnung von drei=

hundert Mark ausgesetzt für die Ergreifung eines Raubmörders, auf den man seit Wochen vergebens fahndete. Obwohl ihm die Buchstaben ein wenig vor den Augen flimmerten, las Hudetz doch mit wachsendem Interesse den Wortlaut der Bekanntmachung. Die Beschreibung des an einem alten Geldverleiher verübten Verbrechens ließ ihn trotz der grausigen Einzelheiten vollständig kalt; aber in seinem Herzen erwachte eine merkwürdige Theilnahme für den unbekannten Mörder, der ja vielleicht auch ein Gehetzter und Verfolgter gewesen war wie er selbst, ehe die Verzweiflung ihn zu dem Letzten, Aeußersten getrieben. Er mochte sich wohl gleich ihm in den elendesten Wirthshäusern und Gasthöfen umhergetrieben haben, bis der letzte Pfennig seiner Baarschaft verzehrt war, bis man ihn mit Fußtritten auf die Straße hinaus geworfen, ihn verhöhnt und mißhandelt hatte, obwohl er doch ein Mensch war wie die Anderen und Hunger, Kälte, Schmerz empfand wie ein Mensch.

War es denn wirklich etwas so Ungeheuerliches, ein Mörder zu werden, wenn man einmal auf dieser letzten Stufe angekommen war, da, wo der Jammer anfängt, sich in Wahnsinn zu wandeln? Gab es nicht der überflüssigen Schmarotzer genug, die zu beseitigen viel eher ein Verdienst war als ein Verbrechen? Welchen Nutzen hatte denn die Menschheit zum Bei=

spiel von diesem eleganten Modegecken, der hart an seiner Seite stand, den goldenen Stockknopf an das spitze Kinn gedrückt und die matten, wässerigen Augen mit einem Ausdruck schlaffer Neugier auf das rothe Blatt geheftet? Hudetz konnte den brennenden Blick nicht mehr von den verlebten Zügen des Menschen wenden. Der fade, süßliche Fliederduft, der von seinen parfümirten Haaren und Kleidern ausging, verursachte ihm ein fast unerträgliches Unbehagen. Er haßte den Menschen um dieses widerwärtigen Duftes willen, und es zuckte ihm in den Fäusten, wie von unwiderstehlichem Verlangen, ihn zu erwürgen.

Vielleicht regte sich in dem eleganten Herrn eine unbestimmte Ahnung von den fürchterlichen Gedanken, die in dem berauschten Hirn seines schäbigen, stier blickenden Nachbarn ihr Wesen trieben; vielleicht auch hatte der heiße Athem des ehemaligen Studenten seinen Hals gestreift; denn er wandte sich plötzlich kurz um, fixirte Hudetz mit einem scharfen Blick und ging dann seines Weges, ohne das Plakat bis zu Ende zu lesen.

„Gut, daß er fort ist!“ murmelte der Geächtete, schwer athmend wie Einer, der großer Gefahr entronnen, „gut, daß er gegangen ist, so lange es Zeit war!“

Andere Neugierige kamen und drängten ihn zur

Seite. Da die polizeiliche Kundmachung seinem Gesichtskreis entrückt war, las er gedankenlos die Anzeigen der Theater und Vergnügungslokale. Plötzlich aber rüttelte ein Name, auf den er da gestoßen war, alle seine Lebensgeister aus ihrem dämmernden Traumzustande auf.

„Schiller-Theater," wiederholte er nach der Weise der Berauschten halblaut für sich selbst, heute: Kean oder Leidenschaft und Genie. Morgen und übermorgen: dieselbe Vorstellung. Sonntag: Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Vorher: die Geschwister, Schauspiel von Goethe. Marianne: Fräulein Marie von Brenckendorf als erstes Debut."

Der Name der Debutantin war mit fetten, auffallenden Buchstaben gedruckt. Der Director versprach sich offenbar einige Anziehungskraft von demselben.

Und Hudetz starrte auf diesen Namen, als schlösse er Alles in sich ein, was auf dieser Welt noch Interesse und Bedeutung für ihn hatte. Und eine fast wunderbare Veränderung ging in seinem Aeußeren vor. Seine zusammengesunkene Gestalt hatte sich gehoben und gestrafft, seine fahlen Wangen brannten in heißer Gluth. In all' der grausamen Angst und Noth, die ihn seit dem Tode der Alten unablässig verfolgt hatte, war ja die Gestalt seiner schönen, vornehmen Zimmernachbarin nicht für einen einzigen

Augenblick aus seinem Geiste verdrängt worden. Nur immer verklärter, immer überirdischer und herrlicher hatte sie sich seiner Einbildung dargestellt, — immer schwärmerischer und elastischer war seine Sehnsucht geworden, noch einmal den weichen Klang ihrer Stimme zu hören, noch einmal ihre strahlenden Augen und den goldenen Schimmer ihres Haares zu sehen.

Fast unwillkürlich preßte er van Eycks Gemälde, das ihn jetzt auf seinen irren Wanderungen durch die Stadt nicht für die Dauer einer Sekunde mehr verließ, inbrünstiger an seine Brust. Es war ihm ja längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß zwischen dem Madonnenideal des frommen Niederländers und zwischen Marie von Brenckendorf eine wundersame Aehnlichkeit bestehe. Nicht nur in seinen wilden nächtlichen Träumen, sondern auch in jenem neuerdings immer häufiger wiederkehrenden Zustande, wo sich ihm bei hellem Tage und bei sonst ganz klarer Besinnung merkwürdige Fantasiegebilde in die Wahrnehmung der ihn umgebenden Wirklichkeit drängten, schmolzen ihm oft die Madonna im Rosenhag und die schöne lebendige Aristokratin völlig in ein einziges Wesen zusammen, und in solchen Augenblicken war es schon mehr als dreimal geschehen, daß er deutlich zu sehen meinte, wie über das Antlitz der gemalten Gottesmutter ein wohl bekanntes gütiges Lächeln glitt,

und wie ihre Lippen sich öffneten, um wohl bekannte, süße Laute zu flüstern. —

Als wäre durch ein Wunder all seine sonstige Schüchternheit und Scheu vor den Menschen von ihm genommen, ging er geradeswegs in das Bureau des Schiller-Theaters, um die Adresse des Fräulein von Brenckendorf zu erfragen. Ohne auch nur für die Dauer einer Minute in seinem Entschlusse wankend zu werden, suchte er dann die ihm bezeichnete Wohnung auf. Es war ein stilles, altes Haus am Büschingsplatz, das er betrat. Niemand begegnete ihm, während er in den zweiten Stock emporstieg, und von den beiden Thüren, welche dort auf den Treppenflur mündeten, war die eine halb geöffnet. Man mußte in diesem Hause wenig Furcht haben vor Dieben und anderen unberufenen Eindringlingen, wenn man so sorglos zu Werke ging.

An der geschlossenen Thür war ein Porzellanschild mit der Aufschrift: Paul Tipke, Schneidermeister; auf der anderen Seite aber fand sich weder ein Schild noch ein Karte.

„Hier ist es!“ sagte Hudetz laut, ohne doch für diese Gewißheit einen greifbaren Anhalt zu haben. Er wollte nach dem Glockenzuge greifen, aber er ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Jetzt, wo er

seinem Ziel so nahe war, gebrach es ihm plötzlich an Muth, auch noch den letzten kleinen Schritt zu wagen.

Minuten lang stand er unentschlossen. Da ging über ihm im dritten oder vierten Stock eine Thür und zwei Männer kamen im lauten Gespräch die Treppe herab. Die alte Furcht, durch sein Benehmen Mißtrauen und Argwohn zu erregen, kam wieder über Hudetz. Wollte er den Nahenden unverdächtig erscheinen, so mußte er jetzt entweder herzhaft läuten oder sich unverrichteter Sache entfernen. Zu dem Einen wie zu dem Anderen aber fehlte ihm die Kraft des Entschlusses, und so wählte er dann ohne viel Ueberlegung den einzigen Ausweg, der ihm außer diesen beiden Möglichkeiten blieb, indem er — ohne zu klingeln — durch die halb geöffnete Thür auf den dunkeln Vorplatz der Wohnung schlüpfte.

Die beiden Männer gingen vorüber, ohne seiner ansichtig zu werden. Hudetz aber verließ seinen Schlupfwinkel nicht wieder; denn er hatte den Klang einer Stimme vernommen, deren süßer Wohllaut ihn mit unbeschreiblichem Wonnegefühl durchschauerte und der ihn urplötzlich die ganze übrige Welt völlig vergessen ließ.

Hinter einer der drei Zimmerthüren, die auf den Gang ausmündeten, mußte sich Marie von Brenckendorf befinden, und wie er den Oberkörper ein

wenig gegen die erste derselben vorneigte, verstand Hudetz sogar mit voller Deutlichkeit, was sie sprach. Er dachte nicht daran, daß es unanständig sei, die Unterhaltung Anderer zu belauschen, und er horchte ja auch gar nicht, weil es ihn darnach verlangte, fremde Geheimnisse zu erforschen. Er wollte sie ja nur sprechen hören, wollte ja nur den melodischen Wohlklang ihrer Stimme in sich hineinsaugen mit wollüstigem Behagen. Was sie sprach galt ihm gleich. Mochte sie ihrer Aufwärterin eine Weisung ertheilen oder mochte sie die Rolle recitiren, welche sie demnächst zu spielen gedachte, — das Eine würde ihn in nicht geringeres Entzücken versetzt haben als das Andere.

Und er mochte wirklich meinen, daß es sich nur um eine Stelle aus einem Theaterstück handle, da er sie sagen hörte:

„Einen freundlicheren Empfang? — Nun, es mag sein, daß ich Dich höflicher oder demüthiger hätte begrüßen können in Erinnerung an die Wohlthaten, welche ich im Hause deiner Eltern genossen. Aber es ist besser, daß du mich gleich ihnen für eine Undankbare und Unwürdige hältst, als daß du deine kostbare Zeit in nutzlosen Bekehrungsversuchen vergeudest. Ich habe nicht erwartet, daß meine Verwandtschaft sich weiter um mich kümmern werde, und — ehrlich gesprochen, Lothar — ich habe es noch

viel weniger gewünscht! Ich fordere keine Rücksichten mehr, so wenig als ich gesonnen bin, welche zu üben."

Wie stolz sie zu sprechen wußte, wie königlich selbstbewußt. Nie hatte Hudetz sie in einem ähnlichen Tone reden hören, damals, als sie den Trompeter von Säckingen kolorirte und ihn um seine Meinung über ihre selbständigen Malereien befragte.

Aber es mußte sich doch um etwas Anderes handeln, als um das Studium einer Rolle; denn nun antwortete eine tiefe, ruhige Männerstimme, welche ganz gewiß nicht die Stimme eines Schauspielers war:

„Nicht auf mich oder auf meine Angehörigen sollst du Rücksicht nehmen, Marie, aber auf dich selbst, auf deinen Ruf und deine Zukunft. Ich habe deinen Namen auf den Anschlagzetteln eines Theaters gelesen und —"

„Und es hat dich mit tiefem Entsetzen erfüllt, nicht wahr — obwohl du doch sonst so frei bist von kleinlichen Vorurtheilen?" fiel sie ihm in's Wort. „Irgendwo ist also auch für dich die Grenze, über welche man einen adeligen Namen, deinen Namen wenigstens — nicht tragen soll?"

„Du mißverstehst mich, wie du mich leider schon mehr als einmal mißverstanden hast. Ich schätze die Schauspielkunst keineswegs gering, und wenn meine

persönliche Hochachtung vor ihren weiblichen Vertreterinnen im Allgemeinen keine all' zu große ist, so liegt die Ursache dafür in tief traurigen Verhältnissen, die ich vor deinem Ohr nicht einmal flüchtig berühren möchte. Trotzdem würde ich mir nicht das Recht nehmen, dich zu warnen, wenn es eine reine, heilige Kunstbegeisterung wäre, die deinen Entschluß bestimmt hat — wenn du einem unwiderstehlichen inneren Zwange gehorchtest, wie ihn wohl das Genie empfinden mag, — ja, wenn du auch nur eine Aussicht hättest auf jene rauschenden und berauschenden Erfolge, die wenigstens für flüchtige Stunden über die Bitternisse und Erniedrigungen eines solchen Schauspielerinnendaseins hinwegtäuschen können."

Hudetz athmete rascher; sein lauschendes Ohr lag fast an der Spalte der schlecht schließenden Thür, denn nun plötzlich war eine leidenschaftliche Theilnahme an dem Inhalt der Unterredung, die da drinnen stattfand, über ihn gekommen. Wer war der unsichtbare Sprecher, der es wagen konnte, seiner Madonna solche Dinge zu sagen? Aber wer es auch sein mochte und woher immer sich seine Rechte schrieben — jedenfalls war es gewiß, daß er ihn schon nach diesen Worten haßte, bitterlich, unversöhnlich, tödtlich haßte!

Sekunden lang war es drinnen still. Konnten die Beleidigungen des Unverschämten ihr wirklich

solchen Eindruck gemacht haben? — Fürchtete sie sich vielleicht gar vor ihm, daß sie es nicht wagte, ihm nach Gebühr zu erwidern? O, wenn er ihr nur hätte ein Zeichen geben können, daß sie einen Beschützer in der Nähe habe, einen Freund, der bereit war, das Aeußerste zu thun, wenn es ihr zum Heile dienen konnte!

Da — nun endlich sprach sie, aber sie sprach mit gedämpfter Stimme, unsicher und beinahe zaghaft.

„Von alledem also soll ich deiner Meinung nach nichts besitzen! — Nicht einmal das bescheidene Talent, das wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges offen ließe! Nun wohl, vielleicht hast du Recht! Aber wenn es weder die Begeisterung für die Kunst noch der unwiderstehliche Drang des Genius war, der mich zum Theater geführt hat, so muß es wohl eine andere, schwer wiegende Veranlassung gewesen sein — ein Beweggrund, der mächtiger und zwingender war als jene.“

„Und kannst du zweifeln, daß ich ihn errieth — in demselben Augenblick errieth, als ich deinen Namen auf dem Komödienzettel las? Nicht um der Kunst willen und nicht um dir aus eigener Kraft dein Leben zu gestalten, thatest du diesen verhängnißvollen Schritt, sondern du thatest ihn, um eine unerhörte Beleidigung auf unerhörte Weise zurück zu zahlen, —

du thatest ihn, weil du wußtest, daß du meinen Vater und sein Haus nicht empfindlicher treffen könntest als mit diesem Schlag."

„Und dürftest du mit mir rechten, wenn dies die Wahrheit wäre? — Ja, man hat mir im Hause des Generals von Brenckendorf, unter seinen Augen wie unter den deinigen, eine unerhörte, eine tödtliche Beleidigung zugefügt, und da Niemand seine Hand erhoben hat, den Schimpf zu rächen, den man einem vertrauenden, wehrlosen Mädchen angethan, wer wollte es mir wehren, nun selbst Vergeltung zu üben? Es ist ja nichts Unrechtes, kaum etwas Unweibliches, was ich damit thue. Ich denke nicht daran, Euren Weg zu kreuzen und ich werde Euch gewiß nicht hindern, mich zu verleugnen, wie Ihr meinen Bruder verleugnet habt."

„Aber du weißt sehr wohl, daß von solcher Verleugnung nicht die Rede sein könnte, nachdem du nicht nur den Besuchern unseres Hauses, sondern fast der ganzen Berliner Gesellschaft als eine nahe Verwandte meines Vaters bekannt geworden bist. Herr Chlodwig Rainer, der dir allem Anschein nach so bereitwillig den Weg auf die Bühne seines Theaters geebnet hat, wußte gut genug, wo dabei der Vortheil für ihn liegen würde. Am Tage deines ersten Auftretens werden das Parquet und die Logen des Schiller-

Theaters ohne Zweifel überfüllt sein und von jenen guten Bekannten, die an dem Ungemach ihrer lieben Freunde einen noch viel fröhlicheren Antheil nehmen als an ihrem Glück. Mit eigenen Augen wird jeder Einzelne sich überzeugen wollen, daß die Debutantin, welche ihren Namen mit gespreizten Buchstaben in den Zeitungen und an den Straßenecken bekannt machen ließ, dieselbe Baronesse Marie von Brenckendorf ist, der man noch vor wenig Wochen in den vornehmsten Salons Berlins seine Huldigungen darbrachte. Man wird flüstern und zischeln und die Geschichte von einem skandalösen Vorgang auf dem großen Wohlthätigkeitsbazar wird in hundert neuen Variationen und mit hundert neuen Kommentaren von einem hämischen Munde zum anderen gehen. Und mein Vater, mein Bruder, meine Schwester, sie werden während der folgenden Tage und Wochen in tausend unschuldigen Fragen, tausend harmlosen Anspielungen unzählige von jenen schmerzhaften Nadelstichen empfangen, die unerträglicher sind als ein tief gehender Schwertstoß. Was könnte ihnen da alles Verleugnen und Beschönigen frommen? — Du wirst deine Rache haben, grausamer und vollständiger, als irgend ein Mann sie statt deiner nehmen könnte."

„Soll ich Mitleid haben mit denen, die ohne Mitleid waren für mich? — Ihr Hochmuth hat mich

in den Staub getreten, — sollte es mich nicht freuen, sie gerade in ihrem Hochmuth getroffen zu sehen?"

„Nein, es sollte dich nicht freuen, Marie," klang es ernst und fest zurück, „und ich weiß, daß es dich im Grunde deines Herzens unmöglich freuen kann. Deine Vergeltung träfe ja die Unschuldigen härter als die Schuldigen. Engelbert ist in seinem Leichtsinn fest genug gepanzert, um die kleinen vergifteten Pfeile der Bosheit und der hämischen Schadenfreude leicht von sich abzuschütteln, meine arme Schwester aber wird schwer von ihnen zu leiden haben, um so schwerer, als sie dich aufrichtig liebte."

„Du weißt dich deiner Aufgabe mit meisterlichem Geschick zu entledigen, Lothar. Dein Vater hätte seine Sache wahrlich keinem besseren Anwalt übertragen können."

„Ich bin nicht gekommen, um meines Vaters Sache wahrzunehmen, Marie! Er weiß von meinem Hiersein so wenig als meine Geschwister, und sie werden durch mich nie davon erfahren. Was mein Bruder dir angethan, hat auch mich mit Groll und Verachtung gegen ihn erfüllt, und ich würde keinen Finger rühren, dich an der Ausübung deiner Rache zu hindern, wenn nicht derselbe Schlag, welcher Jene verwunden soll, dich selber vernichten könnte. Der Weg, den du gehen willst, ist ein Weg in's Verderben;

denn die Welt der Coulissen wird niemals die deinige werden können — niemals! Dein Bruder hat es abgelehnt, dir hindernd entgegen zu treten, wie ich es von ihm verlangte, und ich zweifle nicht, daß er es aus den rechtschaffensten Beweggründen gethan. Ich aber hielt es trotzdem für meine Pflicht, dich zu warnen, weil ich dir so gerne all' das herbe Leid ersparen möchte, das du im Begriff bist, über dich herauf zu beschwören!"

War es der ungestüme Schlag seines eigenen Herzens, das Sausen des Blutes in seinen Ohren, das Hudetz verhinderte, ihre Erwiderung zu verstehen? Oder hatte sie wirklich so leise gesprochen, daß er ihre Worte nur wie ein undeutliches Gemurmel vernahm? Er war in einer unbeschreiblichen, verzehrenden Aufregung, in einem Zustande, der von völliger Sinnlosigkeit wahrlich kaum noch zu scheiden war. Seine durch den Branntweinrausch beschränkte Denkfähigkeit und seine Unkenntniß der voraufgegangenen Ereignisse hatten ihn von dem belauschten Gespräch nur so viel mit Gewißheit begreifen lassen, daß Marie von Brenckendorf eine tödtliche Beleidigung angethan worden war und daß ihr Besucher sie hindern wollte, Vergeltung für dieselbe zu üben. Das allein wäre schon mehr als hinreichend gewesen, um dem gährenden Groll in seinem Innern eine bestimmte Richtung

zu geben. Aber es war noch etwas Anderes da, das seine sonst so scheue, furchtsame Natur aufstachelte bis zur Raserei! Das war der warme, herzliche, ja, fast zärtliche Klang, den die letzten Worte des Unbekannten gehabt hatten, — das war die blitzartig durch sein blutüberschwemmtes Gehirn zuckende Vermuthung, daß Jener nur darnach trachte, Marie ihrer Kunst abwendig zu machen, um sie für sich selber zu gewinnen.

Es kam ihm nicht zu klarer Erkenntniß, daß es Eifersucht, leidenschaftliche, wilde, unbezähmbare Eifersucht sei, welche ihn da packte und schüttelte wie einen Fieberkranken das beginnende Delirium; er war ja überhaupt nicht mehr im Stande, irgend etwas zu erkennen oder zu erwägen. Selbst die Schärfe seiner Sinne schien eine erhebliche Einbuße erlitten zu haben; denn obwohl er noch immer angestrengt lauschte, vermochte er doch nur noch einzelne, abgerissene Worte zu verstehen. Der Unbekannte war es, der jetzt fast ausschließlich sprach. Er mochte Marie die Gefahren, die Bitternisse, die unausbleiblichen Enttäuschungen schildern, denen sie sich aussetzte, wenn sie auf ihrem Entschluß beharrte, — und daß sie ihm so geduldig lauschte, daß sie ihn kaum ein einziges Mal mit leisem Einwurf unterbrach, erfüllte Hudetz mit der wahnsinnigen Angst, der Andere könnte ihren Widerstand

wirklich besiegen, könnte sie wirklich gefügig machen für seine schändlichen Wünsche.

Aber endlich — nach einer Zeit, deren Dauer der Harrende nicht zu schätzen vermochte, weil sie ihn in seiner athemlosen Spannung eine nimmer endende Ewigkeit dünkte — hörte er doch Marie sagen:

„Peinige mich nicht länger, Lothar! — Es ist unmöglich, ich kann nicht mehr zurück. — Und ich will es auch nicht. Laß mich also unangefochten den Weg gehen, für den ich mich entschieden habe. Führt er mich wirklich in das Verderben, so wird dein Gewissen doch jetzt beruhigt sein. Du hast mich ja gewarnt, nnd es war mein eigener Wille."

„Du bist unwiderruflich entschlossen, am Sonntag aufzutreten?

„Unwiderruflich!"

„Und du willst mir nicht einmal die schwache Hoffnung lassen, daß du inzwischen noch anderen Sinnes werden könntest — willst mir nicht gestatten, morgen oder übermorgen wieder zu kommen, um deine letzte Meinung zu hören?"

„Nein! Es wäre nichts als die nutzlose Wiederholung einer peinlichen Scene, die uns Beiden nur schmerzliche Eindrücke hinterlassen kann. Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen, und ich möchte durch

nichts und durch Niemanden mehr an diese Vergangenheit erinnert werden."

„Ah!" athmete Hudetz auf. „Nun muß er ja gehen!"

Aber der Unbekannte ging noch nicht, wenn er auch offenbar bis hart an die Thür getreten war. Nach einer sekundenlangen Pause sagte er:

„Ich ahnte freilich nicht, Marie, daß mein Anblick dir so sehr verhaßt sei. Mußt du diesen ehrlichen Warnungen nur darum einen so unbeugsamen Trotz entgegen setzen, weil sie aus meinem Munde kommen?"

Da klang es heftig wie aus einem schmerzgequälten Herzen, das nicht länger die Kraft der Selbstbeherrschung besitzt, zurück:

„Frage mich nicht, Lothar! — Laß dir genug sein an dem, was du von mir gehört! — Ich will nicht gezwungen sein, dich für meinen Freund zu halten — ich will nicht — ich will nicht! — Glaube immer, daß ich dich hasse! — Wenn wir jetzt als Feinde scheiden, scheiden wir doch wohl für immer!"

„Ja, für immer, Marie! — Aber Freund oder Feind — ich werde handeln, wie meine Pflicht es mir gebietet."

Die Thür knarrte, und Hudetz hatte eben noch Zeit, sich in den dunkeln Winkel neben dem Schrank

zu flüchten, denn ein breiter Strom hellen Tageslichtes fiel jetzt auf den Vorplatz hinaus. Und inmitten dieses Lichtes, das seinen nach der langen Finsterniß geblendeten Augen wie ein überirdischer Glanz erschien, sah er die hohe, schlanke Gestalt seiner Madonna, das blonde Köpfchen tief gesenkt wie in bitterem Weh. Er sah, daß sie eine rasche Bewegung machte, als wolle sie den Davoneilenden halten, und daß sie dann plötzlich mit hörbarem Schluchzen das Gesicht in den Händen verbarg. Sein Athem stockte; etwas Eiskaltes rieselte ihm über den Rücken herab. Er hatte keinen Gedanken mehr, ein wildes Rauschen, Sausen und Klingen war vor seinen Ohren, und mit Anstrengung riß er die Augen auf, weil es sich plötzlich wie ein blutrother Schleier vor ihnen ausbreitete.

Eine dunkle, schattenhafte Gestalt ging mit festen, langsamen Schritten an seinem Versteck vorüber — das war er, ihr Feind, ihr Verfolger, ihr Peiniger — der Mann, den er haßte wie Keinen sonst auf der Welt. Die Hände des Studenten ballten sich zu Fäusten, alle seine Muskeln strafften sich, und es überkam ihn ein Gefühl riesenhafter körperlicher Kraft.

„Tödte ihn!“ klang es ihm in's Ohr. „Tödte ihn!“ Und Alles, was er jetzt mit Blitzesschnelligkeit that, schien viel weniger eine Bethätigung seines eigenen Willens zu sein, als der blinde Gehorsam

gegen eine unbekannte, furchtbare Macht, welche schrankenlose Gewalt über seinen Geist und seinen Körper gewonnen hatte.

Kaum zwei Sekunden, nachdem sich die Thür des Zimmers geöffnet hatte, hielt er das Heft seines geöffneten Taschenmessers mit brennenden Fingern umklammert; — noch einmal schien es, als wolle die Kraft ihm versagen, als wolle der hinfällige Leib zusammenbrechen, ehe das Entsetzliche geschehen —; dann aber ein Ruck, ein Sprung, ein heiserer, unartikulirter Schrei, — und noch ehe Lothar von Brenckendorf seinen Fuß hatte auf die erste Treppenstufe setzen können, fuhr die hochgeschwungene Faust mit der blinkenden Waffe auf seine Schulter nieder.

Aber die grauenhafte Absicht des Unzurechnungsfähigen wurde nicht erreicht. Lothar hatte das verdächtige Geräusch hinter seinem Rücken vernommen. Blitzschnell wandte er sich um, und wenn es auch zu spät war, dem Meuchelmörder in den Arm zu fallen und den Stoß zu verhindern, so konnte er denselben doch mit der schützend erhobenen linken Hand auffangen, fast gleichzeitig mit der kraftvollen Rechten nach dem Halse des Angreifers fahrend.

Beinahe lautlos hatte sich der verhängnißvolle Zusammenprall vollzogen; nur das Messer war mit schwachem, metallisch klingendem Aufschlagen zu Boden

gefallen. Hudetz stierte mit irr blickenden, verglasten Augen in das Gesicht seines Todfeindes; seine Fähigkeit zu denken schien völlig erloschen; er machte so wenig einen Versuch Widerstand zu leisten als zu entfliehen.

Da trat Marie auf die Schwelle ihres Zimmers, bleich, mit thränennassen Augen und einer jungfräulichen Madonna jetzt vielleicht wirklich ähnlicher wie je. Sie hatte nichts von Hudetz' unseliger Wahnsinnsthat gesehen, sie sah nur, daß Lothar die hinfällige, gebrechliche Gestalt mit eisernem Griff gefaßt hielt, und mit einem Ausdruck unwilligen Erstaunens rief sie ihm zu:

„Was soll das bedeuten? — Willst du etwa meinen Besuchern auf solche Weise den Zutritt zu mir verwehren?“

„Deinen Besuchern?“ fragte er zurück und die Erregung, in welche der Vorfall ihn versetzt haben mußte, verrieth sich nicht in seiner Stimme. „So kennst du diesen Menschen? — Und du hattest ihn erwartet?“

„Wäre ich irgend Jemandem Rechenschaft darüber schuldig? Aber ich bitte dich allen Ernstes, dieser abscheulichen Situation ein Ende zu machen. Die Zahl meiner Freunde ist nicht so groß, daß ich ruhig zusehen könnte, wie man den aufrichtigsten und

uneigennützigsten von ihnen auf der Schwelle meiner Wohnung mißhandelt und beschimpft."

In demselben Augenblick, da sie den Meuchelmörder ihren Freund genannt, hatte Lothar ihn freigegeben.

„Gehen Sie!" sagte er kurz und hart. „Dort hinab! — Mag Ihnen denn ein Anderer das Handwerk legen!"

Und Hudetz gehorchte, wie er wahrscheinlich auch jedem anderen Befehl gehorcht haben würde. Stumm, gebeugt, mit kraftlos herabhängenden Armen, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach Marie umzusehen schlich er die Treppe hinunter.

„Bleiben Sie, Herr Hudetz!" rief Marie halblaut, indem sie eine Bewegung machte, als ob sie ihm nacheilen und ihn zurückhalten wollte. Aber mit ausgestreckten Armen hinderte Lothar sie daran, weiter zu gehen.

„Mag der Elende dein Freund gewesen sein bis zu diesem Augenblick — jetzt ist er es nicht mehr! Denn, wie du mich auch hassen magst, Marie, du wirst darum, wie ich hoffe, nicht Gemeinschaft haben wollen mit Banditen und Meuchelmördern."

Sie sah mit starrem Blick in sein auffällig erbleichendes Gesicht.

„Was sagst du da, Lothar? — Aber es ist ja nicht möglich! Eine Wahnvorstellung hat dich erschreckt.“

Stumm deutete er mit der Rechten auf das am Boden liegende Messer. Ein Ausruf des Entsetzens rang sich von Mariens Lippen. Sie beugte sich nieder, um die Waffe aufzuheben; aber schon im nächsten Moment schleuderte sie sie wieder von sich, wie wenn sie ein ekelhaftes Gewürm in den Fingern gehalten hätte. Mit allen Anzeichen des furchtbarsten Schreckens stürzte sie auf Lothar von Brenckendorf zu.

„Blut! — Blut! — Um Gotteswillen, Lothar! Du bist doch nicht verwundet?“

„Nicht so sehr, als es in deines ehemaligen Freundes Absicht gelegen haben mag,“ gab er ruhig zurück. „Ich fing das Messer auf und der Stoß, der für meine Brust bestimmt war, streifte mir nur die Hand.“

Er hatte vorhin bei Mariens Erscheinen die Linke in die Tasche seines Ueberrockes gesteckt. Jetzt, da er das ungläubige Entsetzen auf ihrem marmorblassen Antlitz sah, zog er sie heraus, um sie von der Wahrheit seiner beruhigenden Versicherung zu überzeugen. Das verletzte Glied war mit Blut überströmt, und aus der tiefen klaffenden Schnittwunde quoll noch immer ungehemmt der purpurne Lebenssaft.

Marie schrie nicht auf und sie wurde auch nicht

ohnmächtig, aber sie erfaßte mit beiden Händen den gesunden Arm Lothars.

„Du darfst nicht gehen! — Ich lasse dich nicht fort! — Deine Hand muß verbunden werden — wir müssen einen Arzt holen, — o, ich beschwöre dich, bringe mich nicht zur Verzweiflung, indem du gehst!"

Es war nichts mehr von Haß und Feindschaft in ihrer Stimme, in ihren Augen, die mit so heißem, leidenschaftlichen Flehen die Sprache der Lippen unterstützten. Doch Lothar machte sich mit sanfter Gewalt aus ihren Händen frei, und indem er die blutende Hand wieder in der Tasche verbarg, sagte er mit ernster Bestimmtheit:

„Die Wohnung einer jungen Dame ist nicht der rechte Ort für solche Hülfeleistung. Ich danke dir für dein Anerbieten, aber die kleine Schramme hat nichts zu bedeuten und sie wird mir auf der nächsten Sanitätswache noch früh genug verbunden werden. — Lebe wohl, Marie, — da es nun einmal zwischen uns nicht mehr heißen kann: Auf Wiedersehen!"

Sie streckte die Arme aus, um ihn zu halten.

„Lothar!" rief sie mit bebender Stimme, als er den ersten Treppenabsatz hinabgestiegen war. Aber der Assessor hatte sie nicht mehr gehört, oder er wollte sie nicht mehr hören. Sein Schritt verhallte unten auf dem Hausflur. Marie aber lehnte das blonde

Haupt an den Thürpfosten und starrte dumpf und thränenlos auf ihre gefalteten Hände nieder, unbekümmert darum, daß irgend ein neugieriger Hausbewohner nur den Kopf heraus zu stecken brauchte, um sie so zu erblicken.

In dem getäfelten Speisezimmer der Villa des Generals von Brenckendorf standen sich am Vormittag des folgenden Tages die beiden Brüder gegenüber. Vor zehn Minuten erst war Lothar gekommen und er hatte eine geraume Weile warten müssen, bis Engelbert sich ihm zu der gewünschten Unterredung unter vier Augen zur Verfügung stellen konnte. Doch obwohl sie nur wenig Worte gewechselt hatten, schien sich bereits eine recht unbehagliche Stimmung über ihr Gespräch gelegt zu haben. Engelbert, der schon in vollständigem Dienstanzuge war, lehnte ziemlich nachlässig an dem großen Speisetisch, die Hände über dem Gefäß seines Säbels zusammengelegt und mit gerunzelter Stirn auf die Fußspitzen seiner Reiterstiefel herabblickend. Lothar stand ruhig und aufrecht vor ihm; er trug die verbundene linke Hand in einer schwarzseidenen Schlinge, und unter seinen Augen

lagen Schatten wie bei Jemandem, der einen empfindlichen Fieberanfall noch nicht ganz überstanden hat.

„Du mußt mir schon gestatten, die ganze Situation etwas sonderbar, um nicht zu sagen, lächerlich, zu finden," meinte Engelbert, der ein wenig mit der Erwiderung auf die letzten Worte Lothars gezögert hatte. Von wem, wenn man fragen darf, hast du denn das Mandat erhalten, mich so in aller Form zu stellen?"

„Ich nehme mir das Recht dazu als dein älterer Bruder und als Zeuge der Beleidigung, welche du einer Dame angethan."

„Nun gut, ich will diese Legitimation nicht weiter prüfen, denn es liegt mir gar nichts daran, eine dramatische Scene herbei zu führen. Aber du verwechselst die Thatsachen, mein Lieber! Wenn von einer Beleidigung die Rede sein kann, so war nur i ch es, der sie erfuhr. Dein Schützling hat mich auf dem Wohlthätigkeitsbazar in Gegenwart zahlreicher Personen auf eine unter wohlerzogenen Leuten geradezu unerhörte Weise beschimpft."

„So war ihre Kritik deiner Handlungsweise eine unberechtigte? So hatte sie keinen Grund deine Verlobung mit der Komtesse Hainried als eine von dir begangene Ehrlosigkeit zu behandeln?"

„Nein, wahrhaftig, dazu hatte sie keinen Grund!"

fuhr der Offizier auf, einen keineswegs freundlichen Blick auf den unbequemen Frager werfend, „und ich möchte Niemandem rathen, es ihr nachzuthun. Bin ich denn dafür verantwortlich zu machen, daß sie sich in romanhafter Ueberspanntheit irgend welche unmöglichen Dinge in den Kopf gesetzt hat? Mußte ich sie etwa nothwendig heirathen, weil ich mir einige kleine verwandtschaftliche Vertraulichkeiten gegen sie herausgenommen?“

„Ich weiß nicht, was du darunter verstehst, Engelbert, aber ich fürchte, du ziehst zu deiner Bequemlichkeit die Grenzen weiter, als es einem Manne von Ehre gestattet ist. Marie hatte sich unter den Schutz dieses Hauses gestellt und sie durfte darum von den Mitgliedern desselben die allerzarteste Rücksichtnahme fordern.“

„Ach, bleibe mir doch gefälligst mit solchen moralischen Gemeinplätzen vom Leibe! Es ist wirklich komisch, wenn ein Stubenhocker, der die Weiber kaum aus der Entfernung kennt, sich anmaßt, Anweisungen über den Verkehr mit dem schönen Geschlecht zu ertheilen. Als wenn unseren jungen Damen an der zarten Rücksichtnahme etwas gelegen wäre! Sei versichert, daß ihnen ein flotter Bursche, der sich gelegentlich im Vorbeigehen ein Küßchen stiehlt, ohne dabei gleich an Altar und Standesamt zu denken, tausend-

mal lieber ist, als ein langweiliger Geselle, der vor lauter Rücksicht und Verehrung gar nicht bemerkt, daß sie Weiber sind. Ich bin kein Fähnrich mehr, daß ich darüber von Dir Belehrung annehmen möchte."

„Das sind Anschauungen, die du ohne Zweifel in deinem Verkehr mit Damen vom Theater und vom Circus gewonnen hast und die dort auch ihre Berechtigung haben mögen. Dachtest du Marie von Brenckendorf mit demselben Maaße zu messen?"

„Bah! Im Grunde ist Eine wie die Andere, und du hast ja jetzt den Beweis dafür, daß der Unterschied wirklich kein so bedeutender war. Die Diskretion verbietet mir natürlich, Einzelheiten zu erzählen; aber du darfst mir glauben, daß ich bei meinen kleinen Freundinnen aus der Manege nicht bereitwilligeres Entgegenkommen gefunden habe als hier."

Lothar trat einen Schritt auf ihn zu; in seinem Gesicht zuckte es, und seine Stimme hatte eine tiefere Färbung angenommen, als er sagte:

„Das lügst du! Und dein Verhalten verdient in Wahrheit keine andere Bezeichnung, als Marie sie ihm gegeben hat."

Engelbert fuhr aus seiner nachlässigen Stellung auf; sein Gesicht hatte sich bis über die Stirn hinauf geröthet, und er stieß mit seinem Säbel auf den Boden, daß die Gläser im Buffet erklirrten.

„Kein Wort mehr!“ rief er mit dröhnender Stimme. „Ich kann mir deine Verrücktheiten lange gefallen lassen, weil du nun einmal mein Bruder bist. Aber jedes Ding hat seine Grenze, und ich rathe dir, meine Geduld und meine gute Laune nicht gar zu hoch zu taxiren!“

„Was geht hier vor? — Ein Streit? — Und obendrein in solchem Ton? Wollt ihr die Dienerschaft zu Zeugen eurer Zwistigkeiten machen?“

Der General war es, der mit diesen Worten die Thür des Nebenzimmers geöffnet hatte. Aber obwohl ihm nur Engelberts Heftigkeit den unmittelbaren Anlaß zum Einschreiten geben konnte, schienen sich seine vorwurfsvollen Fragen viel weniger an diesen als an Lothar zur richten. Und Lothar war es denn auch, der ihm Antwort gab.

„Ich fürchte, Vater, daß der Dienerschaft hier bereits Gelegenheit zu viel unerfreulicheren Beobachtungen gegeben worden ist.“

„Was heißt das? — Willst du nicht die Güte haben, dich etwas deutlicher auszudrücken? — Hast du uns etwa nur darum das lang entbehrte Vergnügen deines Besuches gemacht, um mit deinem Bruder Händel zu suchen?“

„Es hat wirklich stark den Anschein, Papa,“ mischte sich jetzt Engelbert ein. „Ich möchte um

Alles in der Welt wissen, wie Lothar dazu kommt, sich zum Ritter einer Dame aufzuwerfen, die früher blutwenig Sympathieen für ihn an den Tag gelegt hat, und die außerdem in dem Zahnreißer einen viel berufeneren Beschützer hätte als in ihm."

„Das ist allerdings auch mir einigermaßen räthselhaft; aber ich wünsche nicht, in Erörterungen solcher Art hineingezogen zu werden. Die Person, von welcher da die Rede zu sein scheint, existirt für mich nicht mehr, und ich bitte mir aus, daß in meiner Gegenwart nicht weiter von ihr gesprochen werde."

„Darnach bliebe mir nur übrig, mich ohne Weiteres zu entfernen. Lediglich um von ihr zu sprechen, kam ich hierher, und die kindliche Ehrfurcht macht es mir unmöglich, Vater, dir auf dein letztes Verbot so zu antworten, wie ich es unter anderen Umständen für meine Pflicht halten müßte."

„Ich erhebe keinen Anspruch auf eine Ehrfurcht, die sich so sonderbar verklausulirt. Was hast du an meinem Verhalten auszusetzen? — Nun?"

Er war in größerer Erregung, als er sie sonst zu zeigen pflegte, selbst wenn er heftig gereizt worden war. Lothar aber sagte, indem er ihm fest und gerade in die Augen sah:

„Es scheint mir als eine recht bequeme, aber sehr wenig ritterliche Art, dich der Verantwortlichkeit für

gewisse Dinge zu entziehen! Du mußt mir die Offenheit dieser Erklärung verzeihen; nur auf deinen ausdrücklichen Wunsch habe ich sie abgegeben."

„Unerhört!" stieß Engelbert zwischen den Zähnen hervor, indem er von Neuem rasselnd mit seinem Säbel aufstampfte. Der General warf ihm einen mahnenden Blick zu und wandte sich dann in dem veränderten Ton einer ironischen Höflichkeit gegen Lothar:

„Du hast mich nachgerade daran gewöhnt, in deinen liebenswürdigen Aufrichtigkeiten nichts Ueberraschendes mehr zu finden; aber daß ich von dir eine Belehrung über Ritterlichkeit empfangen soll, ist mir doch neu. Wie großen Respekt ich auch vor deiner juristischen Gelehrsamkeit habe, auf diesem Gebiet halte ich dich keineswegs für sachverständig."

„Mit solchen Spöttereien, lieber Vater, ist der Sache, die zu vertreten ich entschlossen bin, so wenig gedient, als mit Engelberts übel angebrachter Heftigkeit. Es handelt sich weder um meine juristische Gelehrsamkeit noch um mein Verständniß für Fragen der sogenannten Standesehre. Es handelt sich einfach um die Erfüllung meiner Pflicht, zu deren Anerkennung es wahrlich nicht erst meines Eintretens hätte bedürfen sollen."

„Das ist rund und bestimmt, aber leider nicht

ganz deutlich; denn ich habe, offen gestanden, noch immer keine Ahnung von dem eigentlichen Zweck deines feierlichen Gebahrens."

„Desto weniger wird, wie ich hoffe, Engelbert über diesen Zweck im Unklaren sein. Er ist durch Worte und Handlungen bemüht gewesen, Marie an seine Liebe glauben zu machen; er hat das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangen, und er war somit nicht nur nach den Ehrbegriffen unseres Standes, sondern nach denjenigen aller anständigen Leute verpflichtet, sie zu heirathen. Wenn er trotzdem ein Verlöbniß mit einer anderen Dame eingehen konnte, ohne daß Marie ihm seine Freiheit wiedergegeben hatte, so ist dies Verlöbniß eben als ungiltig zu betrachten. Es muß rückgängig gemacht werden, und in Mariens Händen wird dann die Entscheidung liegen, ob sie auch jetzt noch einem Mann angehören will, der ihr Vertrauen auf eine so unrühmliche Weise zu täuschen vermochte."

Engelbert hatte während dieser klaren, in einem fast geschäftsmäßig kühlen Tone gegebenen Darlegung sein Unbehagen hinter allerlei stummen Geberden eines mitleidigen Erstaunens zu verbergen gesucht. Als Lothar geendet, zog er die Schultern in die Höhe und ging, seinem Bruder den Rücken wendend, zum Fenster, als wollte er damit pantomimisch andeuten,

daß es unmöglich sei, auf solche Zumuthungen überhaupt zu antworten. Der General war es, der auch jetzt statt seiner erwiderte:

„Ich weiß nicht, wie du dazukommst, mich für die alberne Liaison Engelberts, von der ich natürlich keine Ahnung hatte, mitverantwortlich zu machen. Ich billige sein Benehmen in dieser Sache durchaus nicht, und er wird mir bezeugen, daß ich ihm nach jener abscheulichen Scene auf dem Bazar mein Mißfallen ganz unzweideutig zu erkennen gegeben habe. Damit aber ist die Affaire für mich erledigt, und ich denke, sie könnte es auch für uns Alle sein. Hätte Marie nach Engelberts Verlobung ihre vermeintlichen Rechte und Ansprüche in irgend einer angemessenen Form zur Geltung zu bringen versucht, so hätte man ja allenfalls daran denken können, ein Arrangement herbeizuführen, — innerhalb gewisser Grenzen natürlich! — Sie hat es jedoch vorgezogen, sich und uns durch einen öffentlichen Skandal zu compromittiren und hat mich damit gezwungen, auf das Entschiedenste jede weitere Berührung mit ihr oder mit ihrem Bruder abzulehnen. Ich wiederhole, daß eine Ehrvergessene, die meinen Familiennamen über die Bretter einer Komödienbühne schleift, für mich nicht mehr existirt und daß ich, soweit meine Autorität reicht, jedem meiner Angehörigen verbieten muß, zu ihr direkt oder

durch Mittelspersonen in irgend welche Beziehung zu treten. Wie ich darnach über deine höchst — nun, sagen wir höchst idealen — Forderungen denke, brauche ich dir wohl nicht weiter auseinander zu setzen."

„Und du Engelbert? — Hast auch du mir nichts weiter in dieser Sache mitzutheilen?

„Nein, nicht das Mindeste! Es sei denn, daß ich dir den guten Rath geben möchte, dich bei deinem Schützling um den Platz zu bewerben, auf den ich selber leider verzichten muß."

Er hatte den Kopf halb nach ihm umgedreht und in einem leichten, spöttischen Tone gesprochen, aber als er jetzt dem Blick Lothars begegnete, ließ ihn der unverkennbare Ausdruck tiefer Verachtung, der auf dem Gesicht und in den Augen seines Bruders lag, unwillkürlich verstummen. Auch der General schien mit der frivolen Manier seines jüngsten Sohnes nicht ganz einverstanden, denn er zog die Brauen zusammen und räusperte sich vernehmlich. Es gab ein kleines, unbehagliches Schweigen zwischen den Dreien; dann sagte Lothar, ohne die höhnische Aufforderung Engelberts einer direkten Erwiderung zu würdigen:

„Ich muß den Zweck meines Besuches damit wohl als erledigt betrachten. Du wirst es verzeihlich finden, Vater, wenn ich nach diesem Verlauf unserer

Unterredung entschlossen bin, meinen Fuß nicht mehr über die Schwelle deines Hauses zu setzen."

„Wie? — Du kündigst mir die Freundschaft? — Um dieser koketten Person, um dieser hergelaufenen Komödiantin willen?"

Es war der plötzlichen Erregung des Generals anzumerken, wie unerwartet ihm die Erklärung Lothars gekommen war und wie empfindlich sie ihn getroffen hatte. Doch in den Mienen des Assessors prägte sich die eiserne Ruhe eines unerschütterlichen Entschlusses aus.

„Marie ist weder das Eine noch das Andere, Vater," entgegnete er, „aber ihre Tugenden und Fehler haben mit meinem Verhalten nichts zu schaffen. Ich fühle mich nur außer Stande, vor den Augen der Welt die Formen brüderlichen Verkehrs zu beobachten einem Mann gegenüber, der jeden Anspruch auf die Achtung anständiger Leute verwirkt hat, und —"

„Unverschämter!" brauste der Dragoner-Offizier auf, indem er Miene machte, auf ihn los zu stürzen; doch der General rief mit starker Stimme dazwischen:

„Stillgestanden! — Nicht gerührt! — Seid Ihr denn alle Beide des Teufels, daß Ihr es wagt, in meiner Gegenwart eine solche Scene aufzuführen? — Wenn Ihr nun einmal nicht Frieden halten könnt, so geht Euch meinetwegen aus dem Wege! — Aber ich bitte mir ernstlich aus, daß jeder neue Skandal ver-

mieden werde. Und ein beispielloser Skandal wäre es, wenn du wirklich daran dächtest, Lothar, wegen dieser verwünschten Geschichte die Beziehungen zu deinen Angehörigen demonstrativ abzubrechen. Du weißt, daß wir der Familie Hainried nur mit Mühe eine halbwegs plausible Erklärung für den Vorfall auf dem Bazar und für seine Folgen zu geben vermochten. Ein Zerwürfniß zwischen uns, dessen eigentliche Ursache man bald errathen haben würde, wäre ganz darnach angethan, alle meine Bemühungen zu vereiteln."

„Trotzdem muß ich thun, Vater, was mein Gewissen mir vorschreibt. Ich kann den Treubruch und die Ungerechtigkeit, deren man sich hier gegen ein argloses Mädchen schuldig gemacht, nicht dadurch stillschweigend gutheißen, daß ich in der alten Weise mit euch verkehre. Glaubt Ihr euch berechtigt, Marie künftighin als nicht mehr zur Familie gehörig zu betrachten, so laßt mich immerhin dieses Schicksal theilen. Ich stehe mit meiner ganzen Ueberzeugung auf *ihrer* Seite, nicht auf der *euren*!"

Das ohnedies stets so rosige Antlitz Seiner Excellenz hatte sich tief dunkel gefärbt. Eine rasche Entgegnung, vielleicht ein begütigendes oder gar bittendes Wort schien ihm auf den Lippen zu schweben; aber die Gegenwart Engelberts, der durch

ein recht deutliches Geberdenspiel seine Verwunderung über den Langmuth des Vaters zu erkennen gab, mochte ihn daran hindern, es auszusprechen. Er legte sein Gesicht vielmehr plötzlich in jene hochmüthig stolzen Falten, welche die Offiziere der ihm unterstellten Regimenter als Unheil verkündend besonders fürchteten und sagte in einem gänzlich veränderten Ton:

„Darnach ist es allerdings überflüssig, daß wir noch weiter mit einander verhandeln. Du bist großjährig und meiner Unterstützung nicht bedürftig. Wenn es dir also angemessen erscheint, dich von uns los zu sagen, so habe ich weder die Macht noch auch länger den Wunsch, dich daran zu hindern. — Guten Morgen!“

Er drehte sich kurz um und ging zur Thür des Nebenzimmers. Als er dieselbe bereits geöffnet hatte, rief er noch einmal scharf und befehlend zurück:

„Engelbert! — Ich wünsche auf der Stelle mit dir zu sprechen!“

Es klang wie ein militärisches Kommando, und der Dragoner-Offizier gehorchte ohne Widerstreben, obwohl der feindselige Blick, welchen er im Gehen auf seinen Bruder warf, etwas wie ein drohendes „Auf später!“ zu enthalten schien.

Lothar war allein, und wie ein Schatten tiefer Traurigkeit legte es sich über sein Antlitz, als er zum

letzten Mal die Umgebung betrachtete, an welche sich so viele traute Erinnerungen seiner Jünglingsjahre knüpften. Dieser Abschied vom Elternhause mochte ihm doch ungleich schwerer und schmerzlicher sein, als es noch soeben seiner ganzen Haltung nach den Anschein gehabt. Aber in der zaudernden Langsamkeit, mit welcher er nun dem Ausgange zuschritt, war doch nichts von Reue über das, was er gethan hatte.

Schon hatte er sich draußen von dem Diener den weiten Mantel, dessen er sich wegen des gebrauchsunfähigen Armes bedienen mußte, um die Schultern hängen lassen, als Cilly ihm nacheilte und sich ganz gegen ihre sonstige Art zärtlich an seine Seite schmiegte.

„Ich habe Alles gehört, Lothar," flüsterte sie, während der Diener sich diskret zurückzog, „Alles, und ich leiste dir von ganzem Herzen Abbitte für jedes Unrecht, daß ich dir jemals in meinen Gedanken zugefügt. Wie muthig bist du ihnen entgegengetreten, wie mannhaft und edel!"

Er lächelte ein wenig, und es war überraschend, wie sehr dies kleine, rasch verschwindende Lächeln sein Gesicht zu verschönen vermochte.

„Es freut mich, daß ich deine Zustimmung habe, liebe Cilly, wenn ich auch deine Bewunderung ablehnen muß. Und es ist mir lieb, daß ich noch Gelegenheit finde, dir Lebewohl zu sagen."

„Also du gehst wirklich fort? Und du willst nie, nie wieder zu uns kommen?

„Ich darf nicht wieder kommen, Cilly, so lange die Umstände fortbestehen, die mich jetzt nöthigten, so unfreundlichen Abschied zu nehmen.“

„Ich kann dir keinen Vorwurf daraus machen, denn es ist schändlich, wie sich Engelbert gegen die arme Marie benommen hat. O, ich vermag dir nicht zu sagen, wie ich diese Comtesse Hainried jetzt verabscheue, denn sie ist mit ihren Kokettérieen an Allem schuld, und ich bin überzeugt, daß sie sich gar keine Mühe gegeben hätte, ihn mit ihren Hexenkünsten einzufangen, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß Marie ihn liebte. Aber ich zeige ihr auch kein freundliches Gesicht mehr; sie soll schon merken, das ich Alles durchschaut habe.“

Die hellen Thränen funkelten in den sonst so lustigen Augen, und es war nicht daran zu zweifeln, daß es ihr wirklich so um's Herz war wie sie sprach. Liebkosend streichelte Lothar mit der gesunden Rechten über ihr lockiges dunkles Haar.

„Ich habe auch noch eine Bitte an dich,“ fuhr Cilly zaghaft fort, „eine große Bitte, die du mir nicht abschlagen darfst, wenn du mich nur ein klein wenig lieb hast. Ich leide schrecklich unter der Vorstellung, daß Marie mich im Einverständniß mit Engelbert

glaubt und daß sie mich nun ebenso haßt und verachtet wie ihn. Natürlich habe ich ihr gleich, sobald ich ihren Aufenthalt erfuhr, einen langen Brief geschrieben und sie um eine Zusammenkunft gebeten. Aber der Brief ist uneröffnet zurück gekommen mit ein paar Zeilen, die so kühl und so fremd waren, als wenn sie gar nicht von ihr herrühren könnten. Woher soll ich den Muth nehmen, zu ihr zu gehen? Daß der Papa fürchterlich böse werden würde, hielte mich gewiß nicht davon ab; aber ich bin ja gewiß, daß sie mich gar nicht annehmen oder mir die Thür weisen würde. Und doch muß ich sie sprechen, es koste was es wolle. Sie darf mich nicht für schlecht und herzlos halten, und sie darf auch nicht zum Theater gehen, wo sie gewiß nur neuen Kummer erfahren würde. Nun sollst du ein gutes Wort für mich einlegen, Lothar! Du bist jetzt ihr Beschützer, und wenn du ihr nur recht eindringlich vorstellst, wie unschuldig ich an der ganzen Geschichte bin und wie lieb ich sie noch immer habe, so wird sie sich gewiß nicht mehr weigern, mich zu empfangen."

Um die Lippen des Assessors zuckte es, als er erwiderte:

„Du bist leider in einem gewaltigem Irrthum, meine liebe Cilly! Ich befinde mich Marie gegenüber in derselben Lage wie du, und Keiner wäre weniger

geeignet, bei ihr den Fürsprecher zu machen wie ich. Die Thür ihrer Wohnung ist mir für immer verschlossen, und ich habe nicht den mindesten Ansprnch darauf, für ihren Beschützer zu gelten."

„Steht es so zwischen Euch?" fragte Cilly verwundert. „Das hätte ich nach deinem vorigen Auftreten wahrlich nicht erwartet. Nun gut, dann bleibt mir nur noch ein einziger Weg, zu ihr zu gelangen, und ich werde ihn einschlagen, wie sauer es mir auch ankommen mag."

„Und darf ich nicht erfahren —"

„Nein, nein, Lothar! Es ist besser, wenn ich das auf meine eigene Hand und meine eigene Gefahr unternehme. Du brauchst übrigens keine Sorge zu haben; denn die Gefahr dabei ist wohl nicht all zu groß. — Und nun, auf Wiedersehen! — Denn das klingt doch wohl besser als das traurige Lebewohl!"

Sie drückte ihm hastig die Hand, weil sie einen sporenklirrenden Schritt in der Nähe gehört hatte, und drängte ihn mit sanfter Gewalt zum Gehen. Dann huschte sie behend auf ihr Zimmer, da sie nicht die geringste Neigung fühlte, nach diesem Gespräch mit Lothar ihrem Bruder Engelbert zu begegnen. Sie war fertig zum Ausgehen gekleidet, als sie eine halbe Stunde später in das Boudoir der Generalin trat.

„Ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen, liebste

Mama! Du hattest doch hoffentlich nicht die Absicht, gerade heute Mittag Besuche mit mir zu machen?"

Ihre Excellenz befand sich eben inmitten einer überaus wichtigen Conferenz mit der rothwangigen Beherrscherin der Küche, und bei Verhandlungen so bedeutsamer Art ließ sie sich nicht gerne stören. So gab sie ihrem Töchterchen nur durch einen stummen Wink zu erkennen, daß sie nichts gegen den beabsichtigten Spaziergang einzuwenden habe, und Cilly schlüpfte eilig hinaus, froh, dem fatalen Zwang einer Nothlüge entronnen zu sein.

Und zu einer solchen hätte sie wohl ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn sie nach dem Ziel ihres Ausfluges gefragt worden wäre. Zweifelte sie doch keinen Augenblick, daß man sie durch ein entschiedenes Machtgebot zurück gehalten hätte, wenn sie unvorsichtig genug gewesen wäre, zu verrathen, wohin sich geradeswegs ihre Schritte richteten.

Mit Zagen setzte sie eine Viertelstunde später die Pförtnerglocke des vornehm dreinschauenden Hauses in Bewegung, dessen erstes Stockwerk Wolfgang Brenckendorf bewohnte. Die bequeme Treppe konnte unmöglich die Schuld an dem ungestümen Herzklopfen tragen, welches die junge Dame beim Emporsteigen befiel, und als sie schon an der Schwelle der Eingangsthür stand, war es deutlich genug auf ihrem

hübschen Gesicht zu lesen, wie hart sie gegen die Versuchung, noch jetzt umzukehren, kämpfen mußte.

Aber sie wußte ihre Beklemmenheit tapfer zu überwinden und mit ziemlich fester Stimme äußerte sie dem Diener, welcher ihr die Thür des großen, eleganten Wartezimmers geöffnet hatte, ihren Wunsch, sogleich bei seinem Herrn gemeldet zu werden.

„Herr Brenckendorf ist leider augenblicklich beschäftigt," gab der Mann höflich zur Antwort, „und ich bin streng angewiesen, mich bei der Anmeldung der Herrschaften genau an die Reihenfolge ihres Erscheinens zu halten. Wollen Sie die Güte haben, einstweilen Platz zu nehmen?"

Das klang nicht sehr ermuthigend, und der Gedanke, daß sie hier vielleicht Viertelstunden lang antichambriren sollte, hatte für die verwöhnte Cilly etwas geradezu Empörendes. Sie sah sich um und gewahrte in einer Ecke des Gemaches einen bescheiden aussehenden älteren Mann, der seiner ganzen Erscheinung nach wohl für den Werkführer aus einer Fabrik oder für einen kleinen Handwerksmeister zu halten war. Vielleicht würde Wolfgang gar daran denken, auch diesen noch vor ihr abzufertigen! Aber es war unmöglich, daß sie das geschehen ließ.

Sie entnahm ihrem zierlichen Täschchen eine Karte und reichte sie dem Diener.

„Sagen Sie Herrn Brenckendorf, daß ich ihn nicht als Patientin, sondern in einer wichtigen und unaufschiebbaren Privatangelegenheit zu sprechen wünsche. Er wird dann gewiß eine Möglichkeit finden, mich von diesem schrecklichen Warten zu erlösen."

Der Mann entfernte sich mit einer artigen Verbeugung, und wenige Minuten später trat Wolfgang wirklich auf die Schwelle.

„Guten Tag, verehrte Cousine!" sagte er in französischer Sprache, nachdem er sich mit raschem Blick überzeugt hatte, daß sie nicht allein waren. „Sie wünschen mich auf der Stelle zu sprechen? — Ist etwas so Ungewöhnliches geschehen?"

Jetzt, wo sie ihm Auge in Auge gegenüberstand, fühlte sich Cilly doch sehr verlegen. Sie fand es im Grunde sehr unartig, daß ihm die einfache Thatsache ihrer Anwesenheit nicht Veranlassung genug war, sich ihr ohne Weiteres zur Verfügung zu stellen, aber sie suchte vergebens nach einer Erwiderung, welche geeignet war, ihn dies fühlen zn lassen.

„Etwas Ungewöhnliches? — Nein!" brachte sie nur in sichtlicher Verwirrung hervor. „Aber ich glaubte dennoch — mein Besuch — der Zweck meines Kommens — es handelt sich natürlich nicht um mich, sondern um Marie — um Ihre Schwester, Cousin Wolfgang."

„Um Marie? — Ist sie krank — oder droht ihr eine Gefahr?“

„Krank ist sie nicht, wie ich hoffe! — Aber eine Gefahr droht ihr allerdings, eine große, schreckliche Gefahr! — Sie haben vielleicht keine Zeit, die Ankündigungen der Theater in den Tageblättern zu lesen —“

Ein kleines gutmüthiges Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Ist es das? — Und darum sind Sie zu mir gekommen, liebe Cousine? — Nun wohl, solche Selbstverleugnung macht Ihrem Herzen wahrhaftig alle Ehre, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Aber die eiserne Ordnung meiner Sprechstunden darf ich darum nicht durchbrechen. Werden Sie großmüthig genug sein, eine Viertelstunde auf mich zu warten?“

Wehe demjenigen, der Cilly noch vor einer Stunde prophezeit hätte, daß sie auf eine so unerhörte Zumuthung eingehen würde! Und wirklich war ihre erste Regung auch jetzt eine Regung des Verlangens, ihm ohne ein Wort der Erwiderung, nur mit einem niederschmetternden Blick, den Rücken zu kehren. Doch als sie das Gesicht zu ihm erhob, wollte ihr der niederschmetternde Blick durchaus nicht gelingen. Und zu ihrem eigenen Verdruß klang es kaum ein wenig schmollend, als sie nach kurzem Zaudern sagte:

„Können Sie mir denn nicht wenigstens den Mann da drüben opfern? Er sieht gar nicht aus, als ob er Ihnen Schätze einbringen würde."

Obwohl der, von dem sie sprach, die Laute des fremden Idioms sicherlich nicht verstand, neigte sich Wolfgang doch näher an Cillys Ohr, während er ihr flüsternd antwortete:

„Gerade deshalb darf ich mich keiner Rücksichtslosigkeit gegen ihn schuldig machen, denn er würde eine Vernachlässigung naturgemäß viel schmerzlicher empfinden als die Andern. Aber ich habe auch noch andere Gründe, liebe Cousine, denen Sie Ihre Beistimmung gewiß nicht versagen werden. Dieser arme Mann kommt, um mich wegen seines leidenden Kindes zu insultiren, seine Wohnung ist eine gute halbe Meile von der meinigen entfernt, und er muß die ganze Mittagspause, die ihm in der Fabrik gewährt wird, seinem Kinde zum Opfer bringen. Wollen Sie da noch immer, daß ich ihn ohne Noth Viertelstunden lang hier im Vorzimmer warten lasse?"

„Nein!" sagte Cilly mit Bestimmtheit. „Kümmern Sie sich nicht weiter um mich und vergeben Sie mir, daß ich so kindisch ungeduldig war, Sie abrufen zu lassen."

Wolfgang antwortete ihr nur mit einem freundlichen Blick und kehrte in sein Operationszimmer

zurück, dem Arbeiter im Vorübergehen ein paar warmklingende Worte zurufend. Cilly hatte sich auf einen Stuhl ganz in der Nähe ihres schlichten Gesellschafters niedergelassen. Der Mann mit dem ehrlichen, vieldurchfurchten Gesicht und den derben, schwieligen Händen war ihr plötzlich ein Gegenstand ganz besonderer Theilnahme geworden, und nachdem sie ihn eine kleine Weile schweigend betrachtet, überwand sie ihre mädchenhafte Befangenheit sogar so weit, ein Gespräch mit ihm zu beginnen.

„Sie haben ein krankes Kind," fragte sie, „das sich in Herrn von — in Herrn Brenckendorfs Behandlung befindet?"

Ohne besondere Ueberraschung blickte der Angeredete auf, und nach der Art der kleinen Leute ergriff er mit Lebhaftigkeit die Gelegenheit, seinem Herzen Luft zu machen.

„Ja, so ist es!" meinte er, „und mein August läge längst auf dem Kirchhof, wenn d e r ihm nicht geholfen hätte."

In einiger Verwunderung schüttelte Cilly den Kopf. Ihr Vetter war doch nur ein Zahnarzt, und sie hatte noch nie gehört, daß ein solcher durch seine Kunst Menschenleben gerettet hätte. Mit theilnehmender Freudigkeit erkundigte sie sich nach dem Leiden des kleinen August, und nun vernahm sie in breitester

Ausführlichkeit, daß das Kind durch ein schweres Knochenleiden im Unterkiefer am Essen gehindert und dem Hungertode nahe gewesen sei, als es Brenckendorf allen hoffnungslosen Prophezeiungen berühmter Aerzte zum Trotz durch einen sinnreich construirten Apparat seiner eigenen Erfindung gerettet habe.

„Ach, Fräulein, das ist ein Mann!" sagte er, und die Thränen der Dankbarkeit schimmerten hell in seinen Augen. „Fürsten und Prinzen müssen zu ihm kommen; bei uns armen Leuten aber, draußen in der Sandstraße, ist er wohl zwanzigmal gewesen, und er hat es nimmer eilig gehabt wie die anderen Aerzte, die am liebsten die Thürklinke gleich in der Hand behalten. — Ach, und wenn er so da saß und sich mit unserm August zu schaffen machte, immer liebevoll, immer geduldig, wie ungeberdig und starrköpfig sich der auch in seinen Schmerzen anstellen mochte, — dann hat er uns oft im Stillen beschämt, mich und meine Alte, die wir als des Jungen leibliche Eltern viel weniger sanft und geduldig mit ihm gewesen waren. — Und wie sein Gesicht glänzte, als August zum ersten Mal wieder 'was Festes essen konnte — ich sage Ihnen, Fräulein, die Hände hätten wir ihm küssen mögen! — Ja, das ist ein Mann!"

Dem Töchterchen des Generals klopfte das Herz noch ungestümer als vorhin auf der Stiege. Sie

fühlte sich glücklich und beschämt, als hätten die Lobpreisungen dieses einfachen Mannes ihr selber gegolten. Ja, wenn ein Zahnarzt solche Wunder verrichten konnte, dann hatte sie am Ende doch eine unzutreffende Vorstellung von seinem Beruf gehabt, und es kam ihr mit einem Mal gar nicht mehr lächerlich vor, zu denken, daß ein Brenckendorf den Leuten falsche Gebisse machte.

Der Diener kam, um den Arbeiter in das Consultationszimmer zu rufen, und eine geraume Weile verging, ehe er dasselbe wieder verließ. Dann führte Wolfgang selbst seine junge Verwandte in das Gemach, das sie von ihrem ersten, unfreiwilligen Besuche her gut genug kannte. Er wollte sich noch einmal entschuldigen, aber durch eine bittende Geberde brachte sie ihn schon nach den ersten Worten zum Schweigen.

„Nichts mehr davon, Cousin Wolfgang, wenn Sie mich nicht auf's Neue in Verlegenheit bringen wollen. Es wäre ja geradezu unverzeihlich gewesen, wenn Sie vorhin meinem thörichten Verlangen nachgegeben hätten."

Ritterlich artig, doch ohne jede unpassende Vertraulichkeit lud er sie zum Niedersitzen ein, und der feine Takt, mit welchem er sich jetzt gegen sie benahm, machte ihr das Vorbringen ihres Anliegens viel leichter, als sie selbst es vorher zu hoffen gewagt.

Mit ernster Miene hörte er ihr zu, als sie ihm wiederholte, was vorhin schon Lothar aus ihrem Munde vernommen hatte. Sie wollte Marie sprechen um jeden Preis, sowohl um sich das Herz der Freundin zurück zu gewinnen, als auch, um sie noch in der letzten Stunde ihrem Vorhaben eines öffentlichen Auftretens abwendig zu machen.

„Und warum sollte sie nicht öffentlich auftreten?" fragte Wolfgang, da Cilly geendet hatte. „Nur durch eine solche Feuerprobe kann sie darüber belehrt werden, ob sie wirklich Talent zur Schauspielerin besitzt oder nicht."

„Sie würden also am Ende gar nichts Außerordentliches darin finden, wenn Marie eine berufsmäßige Schauspielerin würde?"

„Ganz und gar nicht — sofern sie nur die genügende Begabung dazu besitzt. Ja, ich muß bekennen, daß ihr Entschluß mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt hat."

„Mit der lebhaftesten Freude? — Ach, das ist unmöglich!"

„Gewiß! — Das Leben unter dem Theatervölkchen, und wäre es auch nur von kurzer Dauer, ist sicherlich besser als irgend eine andere Schule dazu angethan, mein Schwesterchen von allem aristokratischen Hochmuth und von allen Brenckendorf'schen Vor-

urtheilen gründlich zu befreien. Da hat man seinen eigenen Stolz und schaut mit dem Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit auf alle die kleinen Sterblichen herab, die da meinen, sich auf ihre Geburt, auf ihren Reichthum oder auf ihre Gelehrsamkeit etwas einbilden zu können. Da ist kein Mitglied des Sommertheaters in Neiße, welches nicht das stolze Bewußtsein im Busen trüge: Die Kunst adelt! — Und gerade weil in der charakteristischen Selbstüberschätzung dieses Standes etwas so ungeheuer Lächerliches liegt, wird Marie — wie ich von ihrem klaren Blick und von ihrem offenen Sinne mit Sicherheit erwarte — endlich das rechte Verständniß für die Lächerlichkeit jeglichen Hochmuths, er nenne sich nun Künstlerstolz oder Standesbewußtsein, gewinnen."

Cilly schaute vor sich nieder. Sie fühlte sich getroffen; aber sie war doch nicht beleidigt und es drängte sich ihr nicht wie sonst eine trotzig spöttische Erwiderung auf die Lippen.

„So halten Sie gewiß auch mich für recht hochmüthig?" fragte sie plötzlich, die dunkeln Augen zu Wolfgang erhebend. Er lächelte ein wenig und zuckte mit den Achseln.

„Unsere neuerliche Bekanntschaft ist eine so flüchtige geblieben, verehrte Cousine, daß ich mich

jedes Urtheils enthalten möchte. Und überdies — was kann Ihnen daran gelegen sein?"

„Das ist deutlich genug!" meinte sie, indem sie sich erhob. „Aber vielleicht thun Sie mir dennoch ein wenig Unrecht. Man braucht wohl nicht nothwendig erst unter die Schauspieler zu gehen, um sich von seinen Vorurtheilen kuriren zu lassen. — Doch um den eigentlichen Zweck meines Hierseins nicht zu vergessen — Sie werden sich also bei Marie für mich verwenden?"

„Ich werde es versuchen! — Aber wenn die ablehnende Haltung meiner Schwester, wie ich vermuthe, nicht so sehr aus Groll und Mißachtung als aus dem Wunsche entspringt, nicht Unfrieden zu stiften zwischen Ihnen und Ihren Angehörigen, so werden meine Bemühungen wahrscheinlich von geringem Erfolge sein."

Cilly warf den Kopf zurück und schürzte die frischen Lippen.

„Sagen Sie ihr in diesem Fall, das sei eine überflüssige Sorge! Meine Angehörigen werden inzwischen längst erfahren haben, wie wenig ich ihr Verhalten gegen Marie gutheiße. — Sie werden mir also schreiben, nicht wahr?"

„Wie Sie es befehlen, verehrte Cousine!"

Sie machte eine kleine Bewegung, als ob sie ihm

zum Abschied die Hand reichen wollte, da er sich aber gar so förmlich verbeugte, zog sie sie wieder zurück und that ein paar Schritte nach der Thür. Doch auf dem halben Wege blieb sie wieder stehen:

„Warum nennen Sie mich denn immer „verehrte Cousine", und nicht einfach Cilly? — Sind Sie mir noch böse von — nun, von neulich her? — Kann ein Mann wirklich so nachtragend sein?"

„Aber ich denke gar nicht daran, Ihnen böse zu sein," versicherte Wolfgang aufrichtig. „Meine Bemerkungen über einen Ihrer besten Freunde mußten Sie ja in der That auch reizen."

Sie wandte das Köpfchen mit einer raschen Bewegung, als ob sie ihm hastig erwidern wolle, daß Prinz Lamoral längst aufgehört habe, einer ihrer besten Freunde zu sein. Aber jene unerklärliche Scheu, deren sie noch immer nicht ganz Herrin geworden war, mochte sie im letzten Moment daran hindern, es auszusprechen. Ihren Blick auf eine kleine, an keineswegs auffälliger Stelle stehende Etagère heftend, sagte sie vielmehr ganz unvermittelt:

„Was für ein merkwürdiges Buch haben Sie da? — Ist es erlaubt, es anzusehen?"

Er hatte den bezeichneten Gegenstand von seinem Platze genommen und vor sie hin auf den Tisch gelegt.

„Ein Album für Photographien," sagte er, „die Erinnerungsgabe eines amerikanischen Freundes."

Dies Album hatte in der That sicherlich nicht seines Gleichen; denn der obere Deckel bestand in der Hauptsache aus einem Stück gewöhnlichen, an der Oberfläche fast verkohlten Holzes. Aber er war von einer prächtig gearbeiteten Umrahmung aus massivem Golde umgeben und trug in seiner Mitte einen Lorbeerkranz aus demselben kostbaren Material.

„Wie sonderbar!" meinte Cilly kopfschüttelnd. „Knüpft sich an dies halb verbrannte Holz etwa eine eigene Geschichte?"

„Es stammt aus den Trümmern des Grand Hotel in Chicago, das vor etwa Jahresfrist ein Raub der Flammen wurde. Die Tochter meines Freundes und ich, wir waren zufällig die Letzten, welche das brennende Gebäude lebend verließen. Zum Gedächtniß an diese Fügung überraschte er mich mit dem eigenartigen Geschenk."

Er schien Willens, das Buch nach dieser Erklärung wieder an seinen Platz zu bringen; doch Cilly legte in demselben Moment ihre Hand darauf und öffnete den Deckel.

Da stand auf dem ersten weißen Blatte in den festen Zügen einer charakteristischen Manneshandschrift in englischer Sprache:

„Dem todesmuthigen Lebensretter meines einzigen Kindes, meiner geliebten Tochter Victoria, als ein winziges Zeichen meiner unauslöschlichen Dankbarkeit

Norbert Stanhope.“

„Darum also waren Sie zufällig der Letzte, welcher das brennende Gebäude verließ?“ fragte Cilly, und in dem Blick, welcher Wolfgangs Antlitz traf, war ein Leuchten freudigen Stolzes. „Sie wissen Ihre Großthaten bescheiden genug zu umschreiben, Vetter Wolfgang.“

„Es war wirklich nicht so weit her mit dieser Großthat,“ erwiderte er treuherzig, während seine Wangen sich höher rötheten. „Aus einem sehr gesunden Schlafe erwachend, sah ich mich in jener Nacht von undurchdringlichen Rauchmassen umgeben und fühlte mich dem Erstickungstode so bedenklich nahe, daß ich ohne viel Zaudern und Ueberlegen nach dem nächsten, rettenden Ausgang suchte. Aber es ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht ganz leicht, sich in einem amerikanischen Riesenhotel zurecht zu finden, wie viel weniger, wenn dies Hotel an allen vier Ecken bis zum Dach hinauf in Flammen steht. So gerieth ich denn sehr gegen meinen Willen statt in das Treppenhaus in ein Gemach, auf dessen Fußteppich ich eine anscheinend leblos hingestreckte weiße Gestalt erblickte. Hätte ich sie nun etwa da liegen lassen sollen?

Ich denke, es giebt keinen Menschen in der ganzen Welt, der damals etwas Anderes gethan hätte, als ich, indem ich die leichte weiße Gestalt in meine Arme nahm und sie gleichzeitig mit mir selber zu retten suchte. Sie sehen also, daß ich mich keineswegs wie die Helden in den Jugendschriften todesverachtend in Rauch und Flammen gestürzt habe, um ein Menschenleben dem Tode zu entreißen, sondern daß die Sache sich ganz einfach und natürlich zugetragen!“

„Und Herr Norbert Stanhope — ist er etwa identisch mit jenem sogenannten Bonanza-Könige gleichen Namens, von dem man öfters in den Zeitungen liest?“

„Allerdings, es ist derselbe.“

„Sie müssen sehr auserlesene Freundschaften gehabt haben, da jenseits des Oceans.“

„Mr. Stanhope wurde mein Freund erst in Folge jenes nächtlichen Abenteuers; denn bis dahin hatte er wohl kaum etwas von meinem Dasein geahnt. Ich lag noch an meinen Brandwunden im Krankenhause darnieder, als mir dies Album überreicht wurde. Es enthält fünfzig Blätter und auf jedem Blatte lag eine Tausenddollarnote; Mr. Stanhope hatte mich fürstlich belohnen wollen. Nun, ich machte ihm natürlich nach meiner Wiederherstellung einen Besuch, um mich für das Album zu bedanken und das Geld zurück zu geben. Und was mich so-

gleich zu dem viel verkannten Manne hinzog, war der feine Takt, mit welchem er es ohne Weiteres annahm und sich wegen seines Mißgriffs entschuldigte. Auch er mochte ein gewisses Interesse an mir finden, und so geschah es denn, daß ich bald ein täglicher Gast seines Hauses wurde und mir allgemach sogar das Recht erwarb, mich Mr. Norbert Stanhopes Freund zu nennen."

Cilly hatte das Widmungsblatt umgeschlagen. Vor ihr lag die meisterlich ausgeführte Photographie einer jungen Dame von seltener Schönheit.

„Ah," sagte sie mit einem Ausdruck lebhaftester Ueberraschung, „ist dies Miß Victoria Stanhope, der Sie das Leben retteten?"

„Es ist ihr Bild, liebe Cousine!"

„Und da der Vater ihr Freund ist, werden Sie sie natürlich heirathen!"

Mit einer merkwürdigen, anscheinend durch nichts motivirten Heftigkeit hatte sie diese Worte hervorgestoßen. Wolfgang aber schüttelte mit einem gedankenvollen Blick auf das Bildniß der schönen Amerikanerin den Kopf.

„Nein, das werde ich nicht!" sagte er. „Wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich mich eine Zeit lang recht ernstlich mit dieser Hoffnung getragen; denn

Miß Victoria ist ebenso gut und liebenswürdig als sie anmuthig ist."

„Nun, und dieses Muster aller weiblichen Tugenden hat Ihnen doch nicht etwa einen Korb gegeben?"

„Ich ließ es nicht dazu kommen, weil ich vernünftig genug war, einzusehen, daß die Tochter des unermeßlich reichen Bonanza-Königs nicht die für mich geeignete Gattin sei. Eine nach Millionen bemessene Mitgift würde ich niemals angenommen haben und aus meinen eigenen Mitteln hätte ich ihr nicht die Fortdauer jener Freuden und Genüsse des Lebens gewähren können, an welche sie so sehr gewöhnt worden war, daß sie nur mit dem Bewußtsein, ein Opfer zu bringen, darauf hätte verzichten können.

„Und Sie thaten unzweifelhaft sehr recht daran, solchen Erwägungen Gehör zu schenken," versicherte Cilly mit drolliger Altklugheit und zugleich mit einem etwas verdächtigen Eifer. „Ein Arzt muß eine Gattin haben, welche Verständniß und Interesse besitzt für seinen schweren Beruf, — eine Frau, welche voll Theilnahme ist für seine Patienten, wenigstens für die armen und unglücklichen unter ihnen."

„Aber, theuerste Cousine, ich bin ja gar kein Arzt," fiel ihr Wolfgang mit einem Anflug gutmüthigen Spottes, hinter welchem sich seine Bewegung indessen nur noch mühsam verbarg, in die Rede, „und unter

den Leuten, welche zu mir kommen, um sich falsche Gebisse anfertigen zu lassen, pflegen nur sehr selten Arme und Unglückliche zu sein. Meine zukünftige Gattin, da wir doch nun einmal von dieser sehr nebelhaften Persönlichkeit reden, wird nach dieser Richtung hin leider wenig Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Theilnahme finden."

„Warum bemühen Sie sich so angelegentlich, Ihre guten Seiten vor mir zu verbergen? Ich weiß, daß Sie nicht blos Geheimräthe und Banquiersfrauen behandeln, denen man ellenlange Rechnungen machen kann, sondern daß Sie auch edlere Dinge thun. Haben Sie denn den kleinen August vergessen, den Sie durch Ihre ärztliche Kunst am Leben erhalten haben?"

„Um Himmelswillen, wie kommen Sie zu dieser unheimlichen Wissenschaft? Der gute Meister Krause hat doch nicht etwa draußen im Vorzimmer geplaudert?"

„Er hat mir nichts Schlechtes von Ihnen erzählt, Cousin Wolfgang!"

„Dafür bin ich ihm allerdings sehr verbunden; aber ich werde mir's doch energisch ausbitten, daß er künftig den Mund halte. Der Himmel bewahre mich vor der Kundschaft, die mir dadurch in's Haus gelockt werden könnte. — Nein, mein verehrtes Fräulein Base, nicht das ist es, was ich an meiner künftigen

Gattin hoffe und erwarte! Aber soll ich Ihnen einmal ein Bild von meinem Ideal entwerfen?"

„O bitte! das würde mir überaus interessant sein!"

„Nun wohl! — Erstens: sie muß hübsch sein! Das ist zwar nicht die Hauptsache, aber doch unerläßlich!"

„Natürlich! Wer würde Ihnen auch zumuthen, eine Häßliche zu heirathen! — Wahrscheinlich schwärmen Sie für ätherische Blondinen vom Schlage der Miß Victoria Stanhope."

„Nicht unbedingt! Um die Haarfarbe werde ich mich sicherlich wenig kümmern, wenn sie nur zu allem Uebrigen stimmt. Aber die inneren Eigenschaften — da fangen die Schwierigkeiten an."

„Nun? — Ich bin wirklich sehr neugierig. Was verlangen Sie also von Ihrer idealen Frau?"

„Sie muß liebenswürdig sein im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt nicht blos unter dem Einfluß irgend einer angenehmen Stimmung oder in der Gesellschaft fremder Leute, sondern auch in der Abgeschlossenheit ihrer vier Wände und inmitten jener kleiner Unannehmlichkeiten des Lebens, die so leicht dazu verführen unliebenswürdig zu werden. Und sie muß heiter sein, von jener echten Herzensheiterkeit, die wie heller Sonnenschein über ihre ganze Um-

gebung hinstrahlt, auch die unvermeidlichen trüben Stunden freundlich durchleuchtend und keinen häßlichen Schatten duldend in ihrer eigenen Seele wie auf den Stirnen derer, welche sie liebt. Weiter verlange ich nichts, denn wer liebenswürdig und heiter ist, der ist auch gut und wahrhaftig. Ueber kleine Fehler und Unarten wollte ich daneben herzlich gern hinwegsehen; denn ich halte mich eben auch nicht für ein Muster aller menschlichen Vollkommenheit. Sie dürfte gelegentlich ein wenig trotzen, wenn ihr zu wenig oder zu viel geschehen ist, dürfte mich mit den dunkeln — oder meinetwegen auch himmelblauen Augen anfunkeln wie ein sprungbereites Kätzchen, wenn diese Augen nur wieder nachher in verdoppelter Liebe und Zärtlichkeit aufleuchten können. Sie dürfte —"

Abwehrend erhob Cilly die Hand.

„Halten Sie ein!" sagte sie, und es klang um so trauriger, weil es scherzhaft klingen sollte. „Ich will nicht in Ihre Herzensgeheimnisse eindringen, und Sie sind im Begriff, mir eines zu verrathen. So schildert man kein Ideal, sondern ein leibhaftiges Wesen, das man bereits kennt und liebt! — Es ist spät geworden — adieu, Herr Vetter!"

Diesmal gab sie ihm nun wirklich die Hand; aber er hielt diese schmale, aristokratische Hand in der seinigen gefangen wie ein scheues Vögelchen.

„Wollen Sie das Bild jenes leibhaftigen Wesens sehen, nach welchem ich mir mein Ideal gestaltet habe, jenes Ideal, das mich zweimal über den Ocean begleitete, und das doch wohl schließlich allein die Schuld trug an meinem Verzicht auf eine Werbung um Miß Victorias Liebe?"

Cilly wollte verneinen, aber schon hatte Wolfgang ohne ihre Hand freizugeben, das Blatt mit dem Portrait der Amerikanerin umgeschlagen. Sie schaute nur ein ganz klein wenig von der Seite nach dem Album hin; dann aber stieß sie einen allerliebsten Schrei aus, riß sich los und flüchtete ein paar Schritte in das Zimmer hinein. Was sie da gesehen hatte, war ihr eigenes Bild, ein Kinderbild aus der Zeit, da sie einen Sommer hindurch mit ihren Brüdern bei dem Oheim von Brenckendorf auf Besuch gewesen war.

„Nein, das ist häßlich, Wolfgang," rief sie, „einen so großartigen Scherz verzeihe ich dir nie!"

Es geschah wohl nur in der so überraschend geweckten Erinnerung an die Kinderzeit, daß sie ihn plötzlich duzte; jedenfalls funkelten ihre Augen jetzt ganz so, wie es Wolfgang vorhin seinem Ideal in Ausnahmefällen gestattet hatte.

„Aber es ist durchaus kein Scherz, verehrte Cousine! dies liebe, reizende, trotzige Kind aus meiner

Jugenderinnerung und Sie, die Tochter Seiner Excellenz; — die holdselige Knospe und die voll erblühte, von gräflichen und prinzlichen Schmetterlingen umflatterte Rose — ich denke ja gar nicht daran, sie mit einander zu verwechseln. Wir sprachen eben nur von einem Ideal, und ich wollte Ihnen das irdische Vorbild zu demselben zeigen."

„So? Also heute habe ich keine Aehnlichkeit mehr mit dem lieben, reizenden Kinde?"

„Zuweilen nur zu große! Ich möchte mitunter die Augen schließen, Cilly, um diese Aehnlichkeit nicht zu sehen!"

Das klang nicht mehr wie Spott, und so war es denn wohl auch etwas Anderes als Zorn, was Cillys Wangen plötzlich mit so tiefem Roth überhauchte. Als ein Bild der lieblichsten Verwirrung stand sie mitten in dem Zimmer und nachdem es wohl eine Minute lang still gewesen war, daß sie den Schlag ihrer Herzen vernehmen konnten, sagte Cilly leise:

„Es wäre mir viel lieber, wenn du sie gerade dann offen halten wolltest."

„Caecilie!"

Die lange zurückgedrängte Bewegung brach so mächtig aus seiner Brust, daß er es instinktiv vermied, sich des gewohnten Kosenamens zu bedienen, welcher in der That schlecht genug zu dem tief ernsten,

leidenschaftlichen Ton seines Ausrufs gepaßt haben würde.

„Caecilie!“ wiederholte er und nahm ihre beiden Hände, die sie ihm willig überließ. „Habe ich dich wirklich recht verstanden?“

Da schmiegte sie sich zärtlich und hingebend an seine Brust, sah unter Thränen lächelnd zu ihm auf und flüsterte:

„Ich glaube — ja!“

„Und du willst mein sein — meine Braut — mein Weib? — die Gattin eines einfachen Mannes, dessen Beruf dir noch vor Kurzem als ein Gegenstand des Spottes erschien?“

„O, wenn du mir gut bist, Wolfgang, so sprich nie mehr von meinen alten Thorheiten! Ich war ein verwöhntes unwissendes Mädchen; aber ich bin es nicht mehr. Die Liebe hat mir die Augen geöffnet — die Liebe zu dir! Denn daß du es nur weißt: ich liebte dich schon an dem Tage, da du mich in deinen Armen hier heraufgetragen, und nur mein Trotz, mein hochmüthiger Stolz waren es, die sich dagegen auflehnten, so daß ich es mir so wenig gestehen wollte als einem Anderen! Doch nun ist es überwunden, das und alles Andere, was mich beunruhigt und geängstigt hat in dieser häßlichen Zeit! Nun bin ich dein, und ich will mir rechtschaffen Mühe

geben, deinem Ideal so nahe zu kommen, als es einem schwachen Menschenkinde nur immer möglich ist!"

Nicht länger vermochte Wolfgang an sich zu halten. Die elfenhafte, schmiegsame Gestalt zärtlich an sich drückend, verschloß er ihr die süßen Lippen, die so herzig plaudern konnten, mit einem langen, durstigen Kuß. —

Erst nach einer geraumen Weile kam ihnen die Erinnerung an die unerbittliche Forderung des Lebens und an den ernsten Widerstand, welcher sich ihnen unzweifelhaft entgegenstellen würde. Aber diese gewisse Aussicht hatte für Wolfgang so wenig Niederdrückendes und Entmuthigendes als für Cilly.

„Wir werden einen Kampf bestehen müssen, mein Liebling," meinte er, „aber wir haben keine Ursache, uns vor ihm zu fürchten. Ich fühle mich stark genug, um in der Vertheidigung solchen Besitzes selbst gegen einen kommandirenden General Sieger zu bleiben."

„Wie sollte er auch widerstehen können, wenn er von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen wird!" fügte Cilly in strahlender Heiterkeit hinzu. „Meine Aufgabe wird es sein, das Terrain zu recognosciren und mit kleinem Geplänkel den Hauptschlag vorzubereiten. Ist dann aber meiner Ueberzeugung nach die Stunde der Entscheidung gekommen, dann werde ich dich rufen, und du versprichst mir feierlich, daß nichts

in der Welt dich hindern wird, unverzüglich zu kommen, und wärest du auch eben im Begriff, dem Schah von Persien einen Zahn zu plombiren."

„Ich lasse ihn sitzen, sei versichert, mein Herz, daß ich ihn sitzen lasse!"

Cilly schlang ihre Arme noch einmal um seinen Hals, dann aber flog sie behend wie ein Kätzchen zur Thür.

„Auf Wiedersehen! Auf frohes, glückliches Wiedersehen! — Und du darfst mich nicht hinaus begleiten, hörst du? — Da müßten wir ja aus Furcht vor Ueberraschung einen so frostigen Abschied von einander nehmen wie damals, als ich dir so gerne — doch nein, ich sage es nicht, denn du könntest sonst gar zu eingebildet werden! — Und noch eins: Wenn du mir deiner Schwester wegen schreibst, mußt du mir auch die Adresse des kleinen August mittheilen! Er steht von heute an unter meinem besonderen Schutze; denn im Grunde ist er doch an Allem schuld!"

„Wenn es so ist, dann hat mir dieser arme kleine Patient das fürstlichste Honorar gezahlt, daß ich je empfangen habe und empfangen werde. Ich werde in seiner Schuld bleiben, auch wenn es mir gelingt, ihm seine ganze Gesundheit wieder zu geben."

Ein letzter Gruß, ein letzter zärtlicher Blick; dann schloß sich die Thür des Operationszimmers hinter

dem Töchterchen des Generals, und der Diener im Wartezimmer war nicht wenig überrascht, als er ein blinkendes Zwanzigmarkstück zwischen seinen Fingern fühlte.

Herr Director Chlodwig Rainer war kaum jemals in schlechterer Laune gewesen, als nach dieser Generalprobe der „Minna von Barnhelm", die heute Abend im Schiller-Theater zum ersten Mal aufgeführt werden sollte. Publikum und Kritik hatten in der letzten Zeit eine sehr verdrießliche Zurückhaltung gegen sein Kunstinstitut beobachtet, und er bedurfte dringend eines großen, durchschlagenden Erfolges, um in dem scharfen Wettbewerb mit den anderen hauptstädtischen Bühnen wieder einen gewissen Vorsprung zu gewinnen. Gerade auf die heutige Vorstellung hatte er große Hoffnungen gesetzt, und es war begreiflich, daß ihn die Erkenntniß, sich in der künstlerischen Leistungsfähigkeit einiger Hauptdarsteller empfindlich getäuscht zu haben, in eine nichts weniger als fröhliche Stimmung versetzte. Mit finster gefurchter Stirn ging er dröhnenden Schrittes an der Bühnenrampe

auf und nieder, und die beiden Unglücklichen, denen in solchen Fällen stets die leidvolle Aufgabe zufiel, dem Zorn des Gewaltigen als Blitzableiter zu dienen, der Inspicient und der Souffleur, hatten bereits eine ganze Fluth unverdienter Vorwürfe stillschweigend über sich ergehen lassen müssen.

Nun trat der gefürchtete Beherrscher des Schiller-Theaters mit einem tiefen Seufzer an den kleinen Regietisch, der vor der ersten Seitenkulisse stand und setzte die Glocke auf demselben schallend in Bewegung.

„Fertig zur Probe für die Geschwister!" tönte seine sonore Stimme über den weiten Bühnenraum hinweg. „Ist Fräulein von Brenckendorf etwa noch immer nicht da?"

In merklich gereiztem Tone mußte er diese Frage zum zweiten Mal vernehmen lassen, ehe ihm von Marie Antwort kam. Sie hatte in dem dunkelsten und abgelegensten Winkel hinter den Culissen gesessen weil sie sich eben so sehr vor den wohlgemeinten Rathschlägen ihrer neuen Berufsgenossen als vor ihren dreisten Vertraulichkeiten fürchtete. Chlodwig Rainer begrüßte sie nur mit einem leichten, herablassenden Neigen des olympischen Hauptes und mit einem kurzen:

„Gut! — Wir fangen also an!"

Dann trat er an das auf der rechten Seite der Bühne aufgestellte Pult, um die ersten Worte des

Wilhelm, dessen Rolle er selbst übernommen hatte, zu sprechen. Es war bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit und mit wie sicherer Beherrschung der Ausdrucksmittel er sich aus dem mißvergnügten und sorgenvollen Theaterdirector in den still zufriedenen, ruhig ernsten Geschäftsmann zu wandeln wußte. Marie, die wieder um einen Schritt in die Culisse zurück getreten war, verwandte während seines ersten Monologs keinen Blick von ihm und folgte mit einem seltsam erstaunten und zugleich geängstigten Ausdruck der schönen Augen seinem maßvollen und doch wundersam beredten Geberdenspiel. Bei allen früheren Proben hatte Chlodwig Rainer nach der Gewohnheit berühmter Schauspiel-Virtuosen seine Rolle nur flüchtig markirt und sich darauf beschränkt, seinen Partnern ihre Stichworte anzugeben. Heute zum ersten Mal spielte er den Wilhelm wirklich so, wie er ihn am Abend zu geben gedachte, und er ahnte sicherlich nicht, eine wie eigenartige Wirkung dieser Wechsel auf die junge Debutantin übte. Bis zu dieser Stunde war die Gestalt des Mannes, von dem sie nach der Vorschrift des Dichters mit so zärtlicher Wärme zu sprechen, dem sie so süße Geständnisse hingebenster Liebe zu machen hatte, nicht viel mehr gewesen als ein schattenhaftes Gebilde ihrer eigenen Fantasie, — und keine Regung mädchenhafter Scham hatte sie ge-

hindert, den ganzen Reichthum ihres Empfindens in die Worte ihrer Rolle ausströmen zu lassen. Nun aber war das mit einem Mal ganz anders geworden. In greifbarer, lebendiger Gestalt, als ein Mensch von Fleisch und Blut stand jener Wilhelm ihr plötzlich gegenüber, und die Züge, welche er trug, waren wahrlich nicht die Züge, die ihre Einbildungskraft ihm gegeben hatte. Eine Beklommenheit, gegen die sie sich vergebens zu wehren suchte, hatte sich ihrer bemächtigt eine unerklärliche zagende Scheu, unter deren peinlichem Druck sie ihr erstes Stichwort versäumte, ohne es zu bemerken.

Erst als Chlodwig Rainer sich in unwilliger Kopfbewegung gegen die Culisse wandte und mit einem nicht mißzuverstehenden Blick und erhobener Stimme seinen letzten Satz wiederholte, wurde sie sich ihres Fehlers bewußt; aber die Befangenheit, mit der sie jetzt ihre Auftrittsscene spielte, konnte dadurch natürlich nicht verringert werden. Durch wiederholtes Räuspern und Achselzucken gab der Director seine Unzufriedenheit zu erkennen; aber er unterbrach den Fortgang der Probe mit keinem Wort, bis nach der Scene zwischen Marianne und Fabrice seine Stimme plötzlich dröhnend vom Regietische her erklang:

„Nein, das ist nicht auszuhalten! — Man erkennt Sie ja gar nicht wieder, mein Fräulein! — Ich

muß Sie dringend bitten, sich die Sache nicht gar zu leicht zu machen! — Den ganzen Auftritt noch einmal!"

Schweigend gehorchte Marie dem barschen Befehl, obwohl der rücksichtslose Tadel in Gegenwart so vieler neugieriger Zeugen ihr die Thränen in die Augen getrieben hatte. Sein Kopfschütteln bewies, daß er auch jetzt keineswegs befriedigt sei, und da Marie dies Kopfschütteln sehr wohl gesehen hatte, wurde sie nur noch ängstlicher und unsicherer als zuvor.

Dann kam die letzte, entscheidende Scene, welche sie mit ihm selber zu spielen hatte, dies wunderbar zarte, unschuldsvolle Liebesgeständniß eines Mädchenherzens, das sich nur dunkel der Natur seines eigenen Empfindens bewußt ist. Herr Chlodwig Reiner gab seinen Wilhelm in dieser Scene unübertrefflich; aber je mehr sich vor Mariens Augen die Grenzen zwischen Schein und Wirklichkeit verwischten, desto weniger vermochte sie Herrin zu bleiben über jene spröde, mädchenhafte Scheu, welche sie schon während der früheren Auftritte verhindert hatte, ihre ganze Seele in die Worte des Dichters ausströmen zu lassen. Als ihr Partner nach der Vorschrift seiner Rolle in stürmisch hervorbrechender Zärtlichkeit und Glückseligkeit die Weinende in seine Arme riß und sie mit der ganzen Leidenschaft eines wirklichen Liebhabers an

seine Brust drückte, folgte Marie einem unbezwinglichen, inneren Antriebe und stieß ihn fast heftig zurück.

Ganz verdutzt blickte ihr Chlodwig Rainer in das von wahrhaftigen Thränen überströmte Gesicht; dann aber schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief so laut, daß alle auf der Bühne Anwesenden es nothwendig hören mußten:

„Ja, mein Fräulein, wenn Sie glaubten, daß hier Komödie gespielt würde wie in einem Mädchenpensionat, so hätten Sie wahrhaftig nicht zum Theater gehen sollen. Wir wollen die Scene wiederholen; aber ich bitte Sie dringend, nun endlich etwas mehr aus sich heraus zu gehen, als es Ihnen bisher gefällig war.“

„Es ist unmöglich,“ sagte sie leise, „ich habe meine Kräfte überschätzt — ich kann dies nicht spielen.“

Die Stirn des Directors furchte sich tiefer; aber er schlug sofort einen sehr höflichen und sehr kalten Ton an:

„Sie können nicht?“ fragte er, die Arme über der Brust verschränkend, „Das ist sehr überraschend! Und warum können Sie nicht, mein Fräulein?“

„Ich vermag Ihnen den Grund nicht zu nennen; aber ich bitte Sie von ganzem Herzen: Erlassen Sie es mir, heute Abend aufzutreten!“

„Sie müssen eine sehr seltsame Vorstellung von

dem Geschäftsgange und von der Disciplin eines Theaters haben, daß Sie mir in der letzten Stunde ein solches Ansinnen stellen können. Natürlich kann von solcher Erlaubniß nicht die Rede sein. Wir werden zu Ende probiren und Sie werden spielen, wie es Ihre Pflicht ist. Den Luxus derartiger Launen werden Sie sich vielleicht gestatten dürfen, wenn Sie einmal die erste Liebhaberin an einem Hoftheater sein werden."

„Aber ich habe nicht mehr den Ehrgeiz, es zu werden," rief Marie, durch die gaffenden Gesichter der herzudrängenden Kollegen auf das Aeußerste gepeinigt, in heller Verzweiflung. „Ich fühle es, daß ich keine Schauspielerin bin und daß ich es niemals sein werde! Sie haben kein Recht, das Unmögliche von mir zu fordern."

Das Antlitz des berühmten Künstlers schien gleichsam zu erstarren in seiner eisernen Ruhe.

„Wir wollen doch sehen, mein Fräulein, ob ich nicht das Recht dazu habe. Ich empfehle Ihnen nach Ihrer Heimkehr die Lektüre des von Ihnen unterschriebenen Engagementsvertrages."

„Wenn Ihnen dieser Vertrag wirklich die Macht geben sollte, mich zu zwingen, so werden Sie aus Barmherzigkeit auf ihre Ausübung verzichten. Noch einmal beschwöre ich Sie: Geben Sie mich frei!"

„Die Erkenntniß Ihrer Unfähigkeit kommt Ihnen leider zu spät. Sie werden sich erinnern, daß ich es an wohlgemeinten Warnungen nicht fehlen ließ, als Sie mich in meinem Bureau mit ebenso flehentlichen Bitten um ein Engagement bestürmten. Damals hatte ich herzlich wenig Lust, Ihnen zu willfahren; aber ich war leichtsinnig genug gewesen, auf dem Bazar mein Wort zu verpfänden, und die Welt weiß, was Chlodwig Rainers Wort bedeutet. Nun habe ich mich Wochen lang mit Ihnen abgemüht, Ihr Auftreten ist seit acht Tagen angekündigt, und ich muß unabänderlich darauf bestehen, daß Sie Ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen."

Eine namenlose Bitterkeit quoll in Mariens Herzen auf, als sie daran dachte, wie ganz anders damals Rainer an ihrem Verkaufstische gesprochen hatte; aber sie fühlte doch, daß er in seinem Rechte sei, und sie war auch zu stolz, sich noch weiter durch nutzlose Bitten zu demüthigen.

„Gut," sagte sie, ihre Thränen trocknend und das gesenkte Köpfchen mit festem Entschluß erhebend, „ich werde heute Abend spielen; doch ich fürchte, daß ich nicht die Kraft dazu haben werde, wenn diese Probe noch länger währen soll."

Der Director zuckte mit den Achseln und sah auf seine Uhr.

„Meinetwegen!“ warf er nachlässig hin. „Gehen Sie nach Haus und bemühen Sie sich, etwas ruhiger zu werden. In diesem Zustande würden Sie wohl ohnedies blutwenig profitiren.“

Ohne sie zu grüßen, wandte er ihr den Rücken und ging davon. Die jugendliche Naive des Schiller-Theaters, welche die Debutantin bisher keines Blickes gewürdigt hatte, eilte jetzt mit allen Anzeichen zärtlichster Theilnahme auf Marie zu. Sie mochte wohl in der letzten Viertelstunde erkannt haben, daß von dieser Rivalin keine Gefahr zu besorgen sei. Aber die brillantengeschmückte Hand, die sie ihr mit einem süßlich ermuthigenden Wort entgegen streckte, blieb unberührt. Marie von Brenckendorf dankte nur mit einem stummen Neigen des Köpfchens und verließ raschen Schrittes die halbdunkle Bühne.

Gedemüthigt und beschämt, mit niedergeschlagenen Augen, als dürfe sie Niemandem mehr gerade in's Antlitz sehen, eilte sie ihrer Wohnung zu. Wohl hatte sich ihre Erregung gesänftigt; aber die ruhigeren Erwägungen, denen sie jetzt Gehör geben mußte, waren wenig geeignet, die trüben Schatten aus ihrer Seele zu verscheuchen. Sie mußte ja dem Director fast Dank dafür wissen, daß er ihrer Bitte um eine sofortige Entlassung nicht Gehör gegeben hatte. Die bescheidene Geldsumme, mit welcher sie nach Berlin

gekommen war und welche sie während der letzten Jahre fast unberührt erhalten hatte, war jetzt für den Miethszins und die Einrichtung ihrer kleinen Wohnung fast darauf gegangen. Die von Chlodwig Rainer bewilligte Monatsgage, welche seiner eigenen Versicherung nach für eine Anfängerin außergewöhnlich hoch war, mußte fortan hinreichen, alle ihre Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Ihr Fortfall würde sie in die peinlichste Nothlage versetzt haben; denn es stand unumstößlich fest in ihrem Herzen, daß sie ihres Bruders Beistand unter keinen Umständen annehmen dürfe.

Aber sie fühlte sich tief unglücklich unter dem zermalmenden Druck dieser Erkenntniß. Alle ihre Rachegedanken waren ja längst verflogen, und nur wie an etwas völlig Unbegreifliches erinnerte sie sich noch an ihren kurzen, thörichten Wahn, daß ihr an der Seite Engelberts von Brenkendorf die Blume des Glückes erblühen könne. Sie empfand das Ende des fantastischen Traumes jetzt viel mehr als eine Befreiung denn als eine Schmach, und um so schwerer mußte sie unter dem Bewußtsein leiden, sich freiwillig in eine Sklaverei begeben zu haben, die ihr nach den heutigen Erfahrungen fürchterlicher erschien als jede andere. Was bedeutete die schwerste und niedrigste Arbeit um das tägliche Brod neben dieser ent=

würdigenden Preisgebung ihrer Seele neben diesem widerwärtigen Gaukelspiel mit den reinsten und heiligsten Empfindungen ihres Herzens!

Und als ob es nicht genug sei an den quälenden Vorwürfen ihres eigenen Gewissens, klangen ihr auf dem Heimwege aus dem Theater unaufhörlich Lothar's warnende und bittende Worte im Ohre nach. Er wußte ja nicht, wie nahe daran er gewesen war, mit seiner treuherzig schlichten Beredtsamkeit, mit der unwiderstehlichen Sprache seiner klaren, guten Augen all' ihren trotzigen Stolz wie Glas zu zerbrechen; er wußte ja nicht, wie schweren Kampf sie bestanden hatte, um endlich doch noch die Kraft zu dem harten, abweisenden Wort zu finden, das ihn für immer aus ihrer Nähe verbannte.

Für immer! Irgend etwas in ihrer Brust krampfte sich mit herbem, fast körperlichem Schmerz zusammen, wenn sie daran dachte, daß er nie mehr kommen würde, ihr seine Hand zu bieten, daß sie nie mehr den Klang seiner Stimme vernehmen würde, die ihr bei jenem letzten Besuche so mahnend ernst und doch so wundersam warm in das Herz gedrungen war. Sie konnte es nicht bereuen, ihn vertrieben zu haben, denn sie hatte ja nur gethan, was — wie sie meinte — eine grausame, unabweisliche Pflicht ihr gebot. Nur daran durfte sie nicht denken, daß ihn

auf ihrer Schwelle eines Meuchelmörders Waffe getroffen und daß sie diesen Elenden ihren Freund genannt! Daß er ihr grollte, sie mußte es ja ertragen; aber daß er sie nun sicherlich vom Grund seiner Seele verachtete, daß er sie vielleicht für eine Ehrlose, eine Verworfene hielt, das war die martervollste von allen Qualen, welche sie in diesen unglücklichen Tagen bestürmten. Wie zu ihrer eigenen Peinigung bemühte sie sich jetzt jedes seiner Worte in ihrem Gedächtniß wach zu rufen. Jetzt glaubte sie ja an seine Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit, jetzt, da es zu spät war, es ihm zu sagen, jetzt da es keine Brücke mehr gab über den gähnenden Abgrund, der sie von ihm trennte! —

Todmüde und mit heftig schmerzenden Schläfen erreichte Marie ihre Wohnung. Die stumpfe Gleichgültigkeit in dem häßlichen Gesicht der Aufwärterin berührte sie fast wie eine Wohlthat. Diese wenigstens wußte nichts von ihrer Erniedrigung und nichts von der brennenden Scham, mit welcher das Bewußtsein jener Erniedrigung ihre ganze Seele erfüllte.

„Ich habe da draußen auf dem Gange soeben einen komischen Fund gemacht, Fräulein," meinte die Frau, welche es in ihre Stupidität nicht beachtete, daß Marie wie gebrochen auf das Sopha niedergesunken war, der Himmel mag wissen, wie sich das Ding da hinter den Schrank verirrt hat."

Ohne Theilnahme erhob Marie den schmerzenden Kopf. Sie sah, daß es ein kleines, anscheinend sehr altes Bild war, was die Aufwärterin in der Hand hielt, und sie gab sich nicht die Mühe, es genauer zu betrachten.

„Der vorige Miether der Wohnung wird es vergessen haben, Frau Runge," sagte sie müde, „wir wollen uns später bemühen, seine Adresse zu erfahren, damit es ihm zurückgegeben werden kann."

„Na ja, ich stelle es einstweilen hier vor den Spiegel. Staat könnten wir ohnedies nicht damit machen. Ich habe es zwar schon sauber abgeseift; aber es bleibt darum doch eine scheußliche alte Schmiererei."

Sie ging hinaus, und Marie hörte wie im Traum, daß sie draußen in der Küche geräuschvoll mit Tellern und Gläsern wirthschaftete. Nicht ein erquickender Schlummer, doch etwas wie eine stumpfe Betäubung legte sich allgemach auf ihre Sinne, und auch das that ihr wohl, denn es brachte doch immerhin, was sie jetzt am Meisten ersehnte: Empfindungslosigkeit und Vergessen!

Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen, als plötzlich ein ungewöhnlich lauter und schriller Klang der Wohnungsglocke dem dämmernden Traumzustande ihres Geistes ein Ende machte. Brummend schlürfte

die Aufwärterin über den Gang nach vorn, um zu öffnen. Ein kurzer Wortwechsel, der nicht länger währte als eine halbe Minute, ließ sich vernehmen; dann wurde die Thür des Zimmers ungestüm aufgestoßen, und eine schlotternde Gestalt, deren gräßlich verzerrtes Antlitz kaum noch etwas Menschliches hatte, stürzte mit erhobenen Armen vor Marie in die Kniee.

„Heilige Madonna, sei mir gnädig!“ rang es sich heiser und keuchend von den leichenfahlen Lippen. „Bitte für mich — bete für mich — breite deine Arme über mich, wenn die schwarzen Teufel kommen, mich zu ergreifen. — Sieh, ich habe es dir dargebracht, dein Bild, dein göttliches Bild! — Mit Gefahr meines Lebens habe ich es ihnen entrissen, für dich — für dich — ! — Ich habe dich ja erkannt in deiner Verkleidung und ich lache über die Verblendeten, die den himmlischen Glanz nicht sehen um dein göttliches Haupt. Und die Rosen — hier sind sie — da — dort — überall! Heilige Madonna im Rosenhag, nimm mich in deinen Schutz!“

Sein Oberkörper neigte sich vornüber und seine Stirn schlug dumpf auf den Fußboden auf.

„Allmächtiger Gott, ein Verrückter!“ schrie die Aufwärterin, welche bis dahin sprachlos auf der Schwelle der offenen Thür gestanden hatte. „Kommen Sie, Fräulein, kommen Sie, wir holen die Polizei!“

Aber Marie rührte sich nicht. Auch sie war nur durch das Entsetzen gelähmt worden beim Anblick des Unseligen, der den unbegreiflichen Muth hatte, sich noch einmal in ihre Nähe zu drängen, auch sie hatte beim Beginn seiner wirren Rede das Verlangen gehabt, zu entfliehen und um Hülfe zu rufen. Doch das bejammernswerthe Aussehen des Unglücklichen, der unbeschreiblich angstvolle, flehende Blick seiner tief eingesunkenen Augen hatte ihr die Lippen verschlossen. Und nun wurde das Mitleid in ihrer Seele mächtiger als die Furcht.

„Nein, Frau Runge," sagte sie, „wir brauchen die Polizei nicht, wir brauchen nur einen Arzt. Ich kenne diesen Herrn und weiß, daß ich nichts von ihm zu fürchten habe. Er ist nicht wahnsinnig, aber er ist sicherlich schwer krank. Darum eilen Sie, uns eine ärztliche Hülfe zu beschaffen."

„Und Sie wollen unterdessen mit ihm allein bleiben? — Ach, du lieber Gott, Fräulein, was haben Sie für Courage! Das thäte ich nie und nimmermehr!"

„Aber so gehen Sie doch!" drängte Marie. „Je schneller Sie zurückkehren, desto eher wird diese entsetzliche Situation ein Ende haben."

Als sie nach der Entfernung der Aufwärterin den Blick in das Zimmer zurück wandte, sah sie, daß Hudetz sich wieder aufgerichtet hatte. Sein Antlitz

war ganz dasjenige eines Todten und seine graue Blässe erschien doppelt unheimlich in der Umrahmung durch das wirre, dunkle Haar.

„O, sie werden kommen," sagte er leise wie im Ton einer geheimnißvollen Mittheilung, „mir ist es, als hörte ich schon ihre heran schleichenden Tritte. Aber ich fürchte mich nicht mehr, denn ich bin unter deinem Schutz."

„Sie haben hier in der That nichts zu besorgen, Herr Hudetz," entgegnete Marie, mit muthiger Kraft ihr Grausen überwindend, „aber erkennen Sie mich denn nicht? — Ich bin Ihre ehemalige Nachbarin Marie von Brenckendorf."

Ein Lächeln, ein schwärmerisch verzücktes Lächeln huschte um seine blutlosen Lippen.

„Ja, ich kenne dich, Marie," flüsterte er, „denn du bist meine Zuflucht gewesen und meine Hülfe in der höchsten Noth. Deine Engel breiteten ihre Flügel über mich, als ich meine Hand ausstreckte nach deinem Bilde, sie schlugen die Augen der Wächter mit Blindheit und nahmen ihnen die Kraft, mich zu halten. „Ergreift ihn!" riefen sie mir nach. „Haltet ihn, den Dieb!" Aber eine Wolke nahm mich auf und führte mich davon vor ihren Blicken. Wie hätte mir auch ein Leid geschehen können, da ich dich unter meinem Mantel trug!"

Er sprach bald zu Marie, bald zu dem Bilde vor dem Spiegel; aber seine letzten Worte waren undeutlich und lallend, wie wenn ihn selbst die Kraft zu reden allgemach verließe.

„Stehen Sie auf!" bat Marie dringend, von der furchtbaren Enthüllung, die ihr aus seinen wirren, schwärmerischen Fantasieen geworden, mit neuem Entsetzen erfüllt. „Sie haben meine Gastfreundschaft in Anspruch genommen und ich verweigere sie Ihnen nicht. Aber Sie müssen nun auch thun, um was ich Sie ersuche. Sie sind krank und dürfen sich nicht aufregen! Sind Sie im Stande ohne meine Hülfe das Sopha zu erreichen?"

„Krank!" murmelte er, indem er sich mit äußerster Anstrengung erhob und taumelnd die wenigen Schritte bis zu dem Ruhebette that. „Nein, ich bin nicht krank! — Aber der Böse war hinter mir, — der Böse in der Gestalt eines Weibes, jenes schrecklichen Weibes aus dem Museum. O, ich sah es wohl, daß es mich verfolgte, kreuz und quer durch alle Straßen. Wohin ich mich auch wenden mochte, immer war es hinter mir, das schreckliche Gesicht. Und ein Schatten war neben dem Weibe, ein furchtbarer, schwarzer Schatten, der streckte seine Riesenarme nach mir aus nnd würgte mich — würgte mich — o, er wußte wohl, daß ich den Talisman nicht mehr besaß, der

mich beschützte. Und aus den Ritzen des Pflasters rings um mich her züngelten gelbe Flammen, große feurige Räder drehten sich in der Luft, und es war ein Brausen und Zischen und Donnern wie am Tag des Gerichts. Da rief mir eine Stimme vom Himmel: Wohin gehst du, Verblendeter? — Bei ihr — bei Maria ist die Rettung — die Rettung — und — die — Gnade —"

Seine Rede endete in einem Röcheln, seine Augen schlossen sich und sein Kopf fiel schwer auf die Lehne des Sopha's nieder.

„Barmherziger Gott, er stirbt — stirbt in meinem Hause!" dachte Marie, „und ich habe Niemanden, der mir Beistand leistet."

Sie wagte kaum, sich von ihrem Platze zu rühren, aus Furcht, daß das Geräusch den Kranken aus der Betäubung wecken und seine schrecklichen Fantasieen von Neuem herauf beschwören könnte. Minute auf Minute verharrte sie regungslos, bis endlich draußen die Stimme der Aufwärterin laut wurde, die mit dem rasch gefundenen Arzte zurück kehrte. Der Letztere trat sofort an den Kranken heran, prüfte seinen Puls, seinen Herzschlag und richtete unterdessen einige kurze Fragen an Marie. Mit einem Kopfschütteln wandte er sich endlich von dem Sopha ab.

„Der Patient liegt in tiefer Bewußtlosigkeit,“ sagte er, „und um die eigentliche Ursache seines Zustandes festzustellen, müßte ich ihn viel genauer untersuchen. Aber ich halte diese Untersuchung für überflüssig, denn — ich muß mich offen aussprechen, mein Fräulein — seine Lebensgeister sind unzweifelhaft im Erlöschen.“

Marie fühlte, wie ihre Kniee zitterten; aber sie war doch noch stark genug, dem Arzt ihr Erschrecken zu verbergen.

„Sie glauben also, daß — daß er sterben muß?“

„Ein Erschöpfungszustand wie der seinige spottet aller ärztlichen Kunst. Ob eine Krankheit des Gehirns oder lang andauernde Entbehrungen oder vielleicht auch — wie gewisse Anzeichen mich vermuthen lassen — eine hochgradige Alkoholvergiftung diese Erschöpfung herbeigeführt haben, vermag ich, wie gesagt, nach oberflächlicher Untersuchung nicht festzustellen. Jedenfalls ist es am gerathensten, sich jeglichen Eingriffs zu enthalten. Die größte Wohlthat, die man dem Unglücklichen noch gewähren kann, ist die, ihm sanftes, unbewußtes Hinüberschlummern zu vergönnen.“

„Und man kann nichts zu seiner Wartung thun — kann keinen Versuch machen, ihn zu retten?“

Der Arzt zuckte mit den Achseln.

„Ich habe Ihnen denjenigen Vorschlag gemacht,

welchen die Menschlichkeit mir eingiebt. Alle stimulirenden Mittel, die ich dem Leidenden einflößen könnte, eine bloße Umbettung oder gar der Transport an einen anderen Ort würden ihn wahrscheinlich aus seiner wohlthätigen Ohnmacht wecken und neue, vielleicht sehr qualvolle Delirien zur Folge haben. Wenn Sie jedoch darauf bestehen, daß wir versuchen —"

„Nein, nein," unterbrach ihn Marie hastig, „nur nicht diese fürchterlichen Fantasieen! — Aber meine Lage, Herr Doctor, ist eine überaus peinliche. Der Kranke ist mir fast ein Fremder, ich kenne seine Verhältnisse nicht, und wenn er nun in meiner Behausung stirbt, so bin ich vollkommen rathlos, denn ich stehe eben ganz allein."

„Hat denn der Patient gar keine Angehörigen, welche man benachrichtigen könnte?"

„Ich weiß es nicht; aber ich glaube kaum, daß ihm hier Verwandte leben. Er führte meines Wissens stets ein sehr stilles und eingezogenes Dasein!"

Der Arzt wiegte bedenklich den Kopf.

„Hum, dann ist es doch vielleicht besser, wenn ich seine schleunige Ueberführung nach der Charité veranlasse. Es ist zwar eine Grausamkeit gegen den Aermsten; aber da er ohnedies hoffnungslos verloren ist, muß die Rücksicht auf Sie doch wohl allem Anderen vorgehen."

In begreiflicher Furcht vor den Folgen dieses entsetzlichen Abenteuers fühlte sich Marie gedrängt, ihm ihre Zustimmung zu seinem letzten Vorschlage auszusprechen; da aber fiel ihr Blick zufällig auf das kleine unscheinbare Bild vor dem Spiegel, auf das himmlisch milde Antlitz der Maria im Rosenhag. Und sie dachte daran, daß jener Unselige in seinen wilden Fantasieen die gnadenreiche Gottesmutter für ihr eigenes Abbild gehalten, — daß er in seiner höchsten Verzweiflung, in seiner letzten, furchtbaren Noth zu ihr geflüchtet war im Vertrauen auf ihre Barmherzigkeit und Güte. — Nein, was auch immer über sie kommen mochte, sie hatte nicht die Kraft, dies Vertrauen zu täuschen und den Sterbenden von ihrer Schwelle zu jagen. —

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor," sagte sie, „aber ich möchte mir Ruhe und Bequemlichkeit doch nicht durch eine Grausamkeit gegen den Schwerkranken erkaufen. Lassen wir ihn immerhin hier. Auch wenn das Schlimmste eintreten sollte, wird sich für das, was ich zu thun habe, Rath finden lassen."

„Das ist ein hochherziger Entschluß, mein Fräulein, und ein muthiger zugleich! — Aber Sie dürfen versichert sein, daß es Ihnen an meinem Beistand nicht fehlen wird. Eine unabweisbare Pflicht ruft mich leider jetzt an das Schmerzenslager einer Kranken,

die ich nicht im Stich lassen darf, weil sie dem Leben vielleicht noch erhalten werden kann. In längstens zwei Stunden aber bin ich wieder hier, und ich glaube kaum, daß die Katastrophe schon früher eintreten wird. — Meine Rathschläge für die Behandlung des Patienten sind sehr einfach. Sorgen Sie vor Allem dafür, daß ihm volle Ruhe gegönnt wird, daß Niemand zu ihm spricht und daß es in seiner unmittelbaren Umgebung möglichst still her geht. Sollte er trotzdem wieder zu sich kommen und von Neuem zu fantasiren beginnen, so flößen Sie ihm einige Tropfen der Medicin ein, zu welcher ich Ihnen hier das Recept aufschreibe. Weiter können wir, ohne ihn unnütz zu quälen, nichts für ihn thun."

Er verabschiedete sich, und Marie schickte die noch immer vor Angst und Aufregung zitternde Aufwärterin hinunter, um das Medikament in der nächsten Apotheke anfertigen zu lassen. Nicht mehr aus Furcht vor dem Unglückseligen, welcher da mit wächsernem Antlitz regungslos und unhörbar athmend auf ihrem Ruhebette lag, sondern nur, um nach der Vorschrift des Arztes für die größte Ruhe in seiner unmittelbaren Umgebung Sorge zu tragen, ging sie in das Nebenzimmer, die Thür desselben weit hinter sich offen lassend. Aber sie war noch nicht dazu gekommen, sich dort niederzulassen, als draußen auf dem Gange

ein fester, männlicher Schritt vernehmlich wurde, dessen wohlbekannter Klang sie in Erschrecken und zugleich in namenloser Freude auffahren ließ. Frau Runge mußte nach ihrer üblen Gewohnheit die Wohnungsthür hinter sich offen gelassen haben, da ein Besucher so ungehindert hatte eintreten können. Beide Hände auf das klopfende Herz gepreßt, stand Marie mitten im Zimmer; ihr Athem stockte und sie war außer Stande, das Pochen des Ankömmlings mit der üblichen Aufforderung zum Eintritt zu beantworten. Aber als nun mit sichtlichem Zögern die Thür geöffnet wurde, als die Gestalt des Mannes, den zu sehen sie erwartet hatte, wirklich auf der Schwelle erschien, da rang sich der Ausruf „Lothar!" wie ein Freudenschrei von ihren Lippen los und es war, als ob sie ihm mit erhobenen Händen entgegen eilen wollte. Aber ein einziger Blick in sein ernstes, bleiches, unbewegliches Gesicht bannte sie auf ihren Platz.

„Guten Tag, Marie!" sagte er, und seine sonst so klare Stimme klang unsicher und verschleiert. „Ich glaubte nicht, daß wir uns hier noch einmal gegenüber stehen würden, und so lange ich nur meinem eigenen Willen zu folgen hatte, wäre es gewiß niemals geschehen. Aber ich gehorche einer Pflicht, der sich meine persönlichen Wünsche unterordnen müssen wie die deinigen. Ich komme nicht als dein Vetter Lothar,

sondern ich komme in meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter, und ich bitte dich, mich nicht hinauszuweisen, da ich diesmal solcher Aufforderung nicht Folge leisten dürfte.“

Marie starrte ihn an, als hätte er in einer Sprache geredet, welche sie nicht verstand. Eiskalt war es ihr vom Scheitel bis zur Ferse über den Körper gerieselt, und sie fühlte einen Schmerz in der Brust, als hätten eiserne Krallen nach ihrem Herzen gegriffen.

„Als Untersuchungsrichter?“ wiederholte sie tonlos. „Verzeih'; aber ich weiß nicht, was das bedeutet.“

„Es handelt sich um die Ermittlung jenes Verbrechers, welcher Jan van Eyck's „Madonna im Rosenhag“ aus dem Berliner Museum entwendet hat. Seine Spur — seine Spur weist hierher, Marie!“

Es gab ein tiefes Schweigen, während dessen sie sich unverwandt in die Augen sahen. Dann, da sie augenscheinlich nicht Willens war, ihm zu antworten, fuhr Lothar langsam fort:

„Ich suchte lange nach einem Menschen, dessen Zeugniß mir für die Aufklärung der geheimnißvollen That von einigem Werthe schien. Eine junge Malerin, die sein verdächtiges Gebahren in der Nähe des betreffenden Kabinets beobachtet haben wollte, bezeichnete

ihn mit aller Bestimmtheit als den Thäter, aber eine Reihe scheinbar entlastender Momente ließ mich glauben, daß sie sich in einem Irrthum befände. Es ergingen Aufforderungen in den Zeitungen, aber der Mann meldete sich nicht und alle Nachforschungen der Polizei waren nicht im Stande, seine Persönlichkeit wie seinen Aufenthalt zu ermitteln. Vor einer Stunde aber erschien in meinem Bureau jene junge Malerin aus dem Museum. Sie war dem verdächtigen Menschen auf der Straße begegnet, sie hatte ihn, da ein Schutzmann sich weigerte, ihn auf ihre Verantwortung hin anzuhalten, auf seinem planlosen Umherwandern durch die Straßen fast eine Stunde lang verfolgt und sie hatte endlich festgestellt, daß er in dieses Haus — in dein Haus, Marie — eingetreten sei. Und sie gab mir auf's Neue eine eingehende Beschreibung seiner äußeren Erscheinung — eine Beschreibung, welche mich nicht länger zweifeln lassen konnte, daß er kein Anderer sei als jener Hudetz, der mich vor deiner Thüre meuchlerisch überfiel und dem ich unklug genug seine Freiheit ließ, weil du ihn deinen Freund genannt. Einen Mörder aber kann man doch wohl auch eines Diebstahls fähig halten. Ich glaube jetzt, daß er der Räuber des Madonnenbildes ist, und ich bin entschlossen, seine schleunige Verhaftung herbei zu führen mit allen Mitteln, welche mir zur Verfügung stehen.

Das allein ist es, Marie, was mich noch einmal bestimmen konnte, dir mit meinem unwillkommenen Anblick lästig zu fallen. Denn wie du mich auch verabscheuen magst, ich hoffe doch, daß du lieber mir die erbetene Auskunft giebst, als irgend einem Polizeibeamten, der es vielleicht an der schuldigen Rücksicht fehlen lassen könnte, weil er nicht so fest als ich davon überzeugt wäre, daß du keine Gemeinschaft hast mit jenem Elenden. Nur wenige Fragen habe ich an dich zu richten. Vor Allem: Ist der Mann, von dem ich sprach, heute in der That bei dir gewesen?"

„Und wenn ich mich nun weigerte, darauf eine Antwort zu geben?"

„Das wirst du nicht thun, Marie, denn es giebt ein Gesetz, welches dich dazu zwingen kann."

„Und würdest du — du dieses grausame Gesetz gegen mich in Anwendung bringen?"

„Ich habe geschworen, meine Pflicht zu thun. So lange ich nur ein ausübendes Werkzeug der Gerechtigkeit bin, giebt es für mich keinen Unterschied der Person."

Marie richtete sich hoch auf. Ihre Schwäche und ihre Bestürzung waren überwunden, aus ihren Augen leuchtete das Feuer einer unbeugsamen Entschlossenheit.

„Und wenn er nun noch immer bei mir wäre, so würdest du ihn verhaften — nicht wahr?“

„Gewiß, ich müßte ihn verhaften!“

„Wie du ihn auch fändest?“

„Wie ich ihn auch fände!“

„Nun wohl! — Er ist nicht bei mir — er hat mich längst wieder verlassen.“

„Und du weißt nichts von seinem Aufenthalt — nichts von seiner Schuld?“

„Nichts!“

„Marie!“ — Sein Athem ging schwer. „Um deinetwillen flehe ich dich an: Sage mir die ganze Wahrheit!“

„Ich sagte, was ich sagen mußte!“

Er that einen Schritt vorwärts, vielleicht um seine Bitte zu wiederholen und um ihr einen noch innigeren Nachdruck zu geben. Er mußte jetzt durch die offene Verbindungsthür einen Theil des Nebenzimmers übersehen können, und in der Erkenntniß der Gefahr wollte ihm Marie mit ihrem eigenen Körper den Ausblick verwehren. Aber es war zu spät. Ein Aufschrei, so schmerzlich, so verzweiflungsvoll, wie sie ihn aus der Brust dieses ernsten, ruhigen Mannes nimmer zu hören erwartet hätte, kam von seinen Lippen, und indem er mit ausgestrecktem Arm auf

das Bild unter dem Spiegel deutete, rief er fast weinend:

„Allmächtiger Gott, Marie, was hast du gethan?“

„Was ich gethan habe? — Nun wohl, sieh selbst — und verhafte mich mit ihm, wenn deine Pflicht es dir gebietet!“

Sie ergriff seine Hand und zog ihn in das Zimmer hinein. Zu seiner ganzen Größe aufgereckt, stand der Sterbende neben dem Ruhebette. Ein Ausdruck herzzerschneidender Seelenangst war auf seinem hippokratischen Gesicht.

„Sie kommen! — Sie kommen! — Heilige Maria, bitte für mich! — Gnade! — Gnade!“

Er warf die Arme in die Luft und stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden.

Tief erschüttert war Lothar für einige Sekunden unbeweglich geblieben, dann aber beugte er sich nieder, hob die leichte Gestalt des Unglücklichen auf und legte ihn behutsam wieder auf das Sopha nieder.

„Er stirbt!“ sagte er leise. „Geh' hinaus, Marie!“

Aber sie ging nicht. An den Thürpfosten gelehnt, blickte sie unverwandt nach dem Ruhebett hinüber, an dessen Kopfende Lothar auf dem Fußboden kniete, die Hand des Studenten in der seinigen haltend

und ihm tieferust in das verwüstete Antlitz schauend.

„Gnade! — heilige — Maria — bitte — für — mich!“ klang es noch einmal leise wie ein Hauch durch die tiefe Stille des Gemaches, dann reckte sich die elende Gestalt auf dem Lager ein wenig aus, — der qualvoll gespannte Ausdruck verschwand allgemach aus ihren Zügen, und ein Seufzer gleich einem Aufathmen namenloser Erleichterung entfloh den blutlosen Lippen.

Lothar legte die Hände des Todten über einander und schloß ihm mit sanftem Druck die Augen.

„Gott sei dir gnädig!“ sagte er leise. Dann richtete er sich auf. Mariens Blick begegnete dem seinigen.

„Du mußt fort!“ erklärte er, einen Schritt auf sie zu tretend. „Geh' zu deinem Bruder, Marie!“

Und da sie zaudernd stehen blieb, ohne sich zu regen, wiederholte er noch dringender:

„Geh' zu deinem Bruder — ich bitte dich darum! — Was hier noch zu thun ist, magst du getrost mir überlassen!“

Wohin waren all' ihr Stolz und ihre trotzige Widerstandskraft gekommen! Gehorsam ging sie in das Nebenzimmer, um sich zum Ausgehen anzukleiden. Als sie nach wenigen Minuten zurückkehrte, stand Lothar in tiefem Sinnen vor dem Bilde der Madonna

im Rosenhag. Bei dem Geräusch ihrer Schritte wandte er sich nach ihr um, und mächtige Bewegung spiegelte sich in seinen sonst so ruhigen Zügen. Aber er beherrschte sich dennoch und seine Stimme klang kaum verändert, als er — Marie zur Thür geleitend — sagte:

„Zur vollen Aufklärung dieses tragischen Criminalfalles wird man deines Zeugnisses nicht entrathen können. Aber du sollst nicht gezwungen sein, es vor mir abzulegen. Unter den obwaltenden Umständen wird man die Angelegenheit auf mein Verlangen ohne Zweifel sogleich einem anderen Richter übertragen.“

Marie reichte ihm ihre Hand und indem sie die schönen, in Thränen schwimmenden Augen voll zu ihm aufschlug, erwiderte sie leise:

„Aber du wirst es nicht verlangen, Lothar! — Denn nur dir werde ich bekennen, was ich zu bekennen habe!“

Sekundenlang standen sie schweigend Hand in Hand, noch in tiefster Seele erschüttert von der düsteren Majestät des Todes, dessen mächtiges Flügelrauschen sie über ihrem Haupte vernommen, und doch mit einem schüchtern emporkeimenden, wundersamen Glücksgefühl im Herzen.

Und ob sie dann auch ohne ein lautes Wort des Abschieds voneinander gingen, wußten sie doch,

daß sie einander nach dieser Stunde nimmermehr würden verlieren können. — —

In dem Berliner Abend-Courier fand sich an ziemlich auffallender Stelle folgende Notiz:

„Eine eigenartige Ueberraschung brachte den Besuchern des Schiller-Theaters die Vorstellung am letzten Sonntag. Die Direction hatte das erste Auftreten einer sehr interessanten Debutantin angekündigt, einer jungen Dame, deren Name aus Anlaß eines unliebsamen Vorkommnisses auf dem großen Bazar für die Ueberschwemmten neuerdings in der vornehmen Gesellschaft Berlins vielfach genannt worden war. Die Logen und Ränge des Theaters hatten sich denn auch mit einer besonders auserlesenen und eleganten Zuhörerschaft gefüllt, und es ging eine Bewegung nicht geringen Erstaunens durch das Haus, als Herr Direktor Chlodwig Rainer um sieben Uhr von der Bühne herab dem Publikum mittheilen mußte, daß ihn Fräulein Marie von Brenckendorf unmittelbar vor Beginn der Vorstellung und ohne Angabe genügender Gründe benachrichtigt habe, es sei ihr unmöglich, ihren Verpflichtungen nachzukommen und die Marianne in den „Geschwistern" zu spielen. Nur der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Fräulein Hellmund, die Partie noch in der letzten Stunde zu übernehmen, habe er es zu danken, daß ihm die Aufführung des

Stückes überhaupt möglich sei. — Unsere bewährte jugendliche Naive zog sich denn auch mit Glanz aus der Affaire und wurde von dem dankbaren Publikum sowohl für ihre prächtige Leistung als für ihre opferwillige Hülfsbereitschaft mit Beifall überschüttet. — In den Zwischenakten gab es im Foyer und in den Logengängen begreiflicher Weise allerlei abenteuerliche Vermuthungen und Gerüchte über die Natur der Umstände, durch welche Fräulein v. B. am Auftreten verhindert worden war. Die Discretion verbietet uns, Näheres darüber mitzutheilen, aber wir dürfen immerhin es als gut verbürgte Neuigkeit verrathen, daß gestern im Hause des bekannten Zahnarztes Brenckendorf, welcher trotz seines bürgerlichen Namens der leibliche Bruder der jungen Dame ist, die Verlobung derselben mit ihrem Vetter, dem Gerichts-Assessor v. B., stattgefunden hat. Der glückliche Bräutigam wird sich nun allerdings dazu verstehen müssen, die durch den Contractbruch verwirkte, bedeutende Conventionalstrafe an Herrn Direktor Chlodwig Rainer zu zahlen, aber er dürfte diese Nothwendigkeit kaum sonderlich schmerzlich empfinden, da er ja das Glück hat, einen sehr begüterten Herrn, den kommandirenden General v. B. seinen Vater zu nennen. Das interessanteste Moment dieses kleinen Familienlustspiels bildet jedenfalls der Umstand, daß der Herr Assessor ein sehr naher Ver-

wandter desselben Dragonerlieutenants ist, welchen man aus Anlaß jener viel bemerkten Bazarscene in Verbindung mit seiner schönen Cousine zu nennen pflegte. Ein hübscher Beweis für die ewige Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß Eins um's Andere gefällt."

Schon mit der ersten Morgenpost hatte der General von Brenckendorf nicht weniger als fünf Exemplare dieses im schönsten Zeitungsstyl geschriebenen Artikels erhalten, die liebenswürdigen Absender hatten sich zwar nicht genannt; aber der General zweifelte keinen Augenblick, daß sie in den Reihen seiner besten Freunde zu suchen seien. Gegen Mittag jedoch war ihm das bedeutsame Blatt zum sechsten Mal und diesmal nicht durch den Briefträger überreicht worden. Der Generallieutenant Graf Hainried hatte es in eigener Person auf den Schreibtisch Seiner Excellenz niedergelegt, und zwischen den beiden hohen Militärs war von vornherein kein Mißverständniß darüber gewesen, daß diese mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogene Handlung einer höflichen Kriegserklärung gleich zu achten sei. Und weltmännisch höflich wie die Einleitung hatte sich auch der weitere Verlauf und der Abschluß ihrer Unterredung gestaltet. Der General von Brenckendorf hatte durchaus nichts gegen eine

Lösung der zwischen seinem Sohne Engelbert und der Comtesse Helene Hainried bestehenden Beziehungen einzuwenden gehabt und er hatte mit einer äußerst verbindlichen Miene die Versicherungen des innigsten Bedauerns entgegengenommen, welches der Generallieutenant für seine eigene Person natürlich über diese traurige Nothwendigkeit empfand. Er hatte beim Abschied sogar mit freundschaftlicher Wärme dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Damen des Generallieutenants, welche schon in diesen Tagen einen Erholungsaufenthalt im Süden nehmen sollten, recht angenehme und glückliche Reise haben möchten, — und erst als sich dann die Thür hinter seinem Besucher geschlossen, hatte er das unglückselige Blatt wüthend zerknittert und eine eben angezündete Cigarre zwischen den Fingern zerbrochen, als sähe er in ihr den Verfasser jenes Artikels oder eine andere, in diesem Augenblick vielleicht noch bitterer gehaßte Persönlichkeit.

Der Generallieutenant Graf Hainried aber stieß beim Verlassen des Hauses auf den Obersten von Herzogenstein, den persönlichen Adjutanten Seiner Majestät, als derselbe eben im Begriff war, durch die Gartenthür der Villa einzutreten. Die beiden Offiziere begrüßten sich höflich, und der Oberst sagte mit einem bedeutsamen Lächeln und mit vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Ich gratulire aufrichtig — Excellenz!“

Graf Hainried lehnte ab, aber mit einer Miene, die gut verrieth, wie angenehm ihn der Glückwunsch berührte.

„Das wäre etwas voreilig, lieber Oberst! Ich habe noch keinen Anspruch auf den Titel, mit welchem Sie mich da beehren.“

„O, ich bin gut informirt; es giebt keine bessere Quelle als die meinige. Majestät selbst hatten die Gnade, mich zu unterrichten.“

„Das Vertrauen Seiner Majestät macht mich natürlich über alle Maßen glücklich; aber ich muß bekennen, daß ich die hohe Auszeichnung, welche mir da zugedacht worden ist, nicht ohne eine Regung des Bedauerns annehmen kann, Brenckendorf ist ein so ausgezeichneter Soldat.“

„Aber er ist unmöglich geworden, Herr Graf, ganz unmöglich. Und überdies wird es an einem Pflaster für die Wunde nicht fehlen. Im Vertrauen gesagt, Seine Majestät hat ihm eine ungewöhnlich hohe Ordensauszeichnung zugedacht, — die erste Klasse des Rothen Adlers.“

„Ah, das ist allerdings eine königliche Belohnung seiner treuen Dienste! Doch ich halte Sie auf, mein lieber Herr Oberst! Auf Wiedersehen!“

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Graf! — Weiß

der Himmel — es ist ja ein allerhöchster Auftrag, aber ich wünschte doch, daß ich erst um eine Viertelstunde älter wäre!" —

Aufrecht und straff, mit stolz erhobenem Haupte, begrüßte der General von Brenckendorf seinen neuen Besucher. Seine Miene war kalt und gefaßt; aber es war die Gefaßtheit eines Mannes, welcher bereit ist, den Todesstreich zu empfangen. —

Die Generalin und ihre Tochter hatten sich eben zu einem Besuche gerüstet, als der Herr des Hauses in das Zimmer trat.

„Es thut mir leid, daß Ihr auf den Spaziergang oder was Ihr sonst vorhabt, verzichten müßt," sagte er mit vollkommener Ruhe; „aber es ist hohe Zeit, die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Wir fahren morgen mit dem Frühzuge nach Groß-Hagenow."

„Wie? — Nach Groß-Hagenow? — Auf das Land?" fragte Ihre Excellenz in maßlosem Erstaunen. „Jetzt — mitten im Winter?"

„Es läßt sich nicht ändern," erklärte der General mit einer Bestimmtheit, welche seine Angehörigen kannten. „Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich nur noch einen einzigen Tag inmitten dieser jämmerlichen Lügengesellschaft zubringen sollte. Packt die Koffer, sage ich Euch! Ich lechze darnach, die ehrlich dummen Gesichter unserer Bauern wiederzusehen!"

Fassungslos war die Generalin in einen Sessel gesunken.

„Nein, es ist nicht möglich! — Was, um Gotteswillen, ist denn geschehen?“

„O, nichts von besonderer Bedeutung! Zwei kleine Ueberraschungen, von denen Ihr die eine schon heute aus den Zeitungen erfahren könnt, während die andere erst in einigen Tagen zum Behagen unserer guten Freunde bekannt werden wird. Lothar hat sich mit einer Theaterprinzessin verlobt —“

„Mit Marie?“ fiel ihm Cilly fast jubelnd in's Wort, und selbst der streng verweisende Blick ihres Vaters scheuchte das freudige Aufleuchten nicht von ihrem Gesicht: „O, es kann ja keine Andere sein als Marie!“

„Lothar hat sich mit einer Theaterprinzessin verlobt,“ wiederholte der General mit vermehrtem Nachdruck, „und er hat es für angemessen gehalten, mich diese hübsche Neuigkeit zuerst aus den Spalten eines Klatschblattes erfahren zu lassen. Zum Anderen: man hat mir den Abschied gegeben!“

„Den Abschied?“ Die beiden Damen riefen es wie aus einem Munde. Das war allerdings eine Neuigkeit, die ihnen wie ein Märchen klingen mußte.

„Ja! Wenn auch nicht gerade mittels blauen Briefes wie einem überschuldeten Lieutenant. Aber

es kommt im Grunde auf Eins heraus. Ich werde also aus Gesundheitsrücksichten um Enthebung von meinem Kommando bitten, der amtsmüde Kriegsminister von Reckenstein wird mein Nachfolger werden, und auf dem Ministersessel wird unser ausgezeichneter, trefflicher Freund Hainried Platz nehmen, der ehrliche Mann, der an diesen Dingen natürlich so unschuldig ist wie ein Bologneser."

„Ist es möglich? — Ist es möglich?" jammerte die Generalin. „Und nun sollen wir nicht einmal morgen mehr das Diner bei dem österreichischen Botschafter mitmachen?"

„Nein! Wir werden mit englischem Abschied verschwinden, wie es gefallenen Größen ziemt. Mir graut vor der Theilnahme unserer lieben Freunde und vor ihren zärtlichen Erkundigungen nach dem Stand meiner erschütterten Gesundheit."

Ihre Excellenz ergab sich seufzend in das Unabänderliche.

„Dann muß ich wenigstens die Köchin heute nach Groß-Hagenow vorausschicken. Wir können uns doch nicht morgen am Tische des Oberverwalters beköstigen lassen."

„Entscheide diese wichtige Angelegenheit ganz nach deinem Ermessen, meine Liebe," erwiderte der General mit leisem Spott, „ich werde unterdessen die

Dispositionen für die Erledigung der laufenden Dienstgeschäfte während meines Urlaubs treffen. Wenn Engelbert kommt, so sagt ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche. Und sorgt mir vor Allen, daß die Abreise nicht irgend welcher Hindernisse wegen verschoben zu werden braucht. Ich habe einen Ekel vor Allem, was mich hier umgiebt!"

„Mein armes, armes Kind!" klagte die Generalin fast weinend, als sie mit Cilly allein war. „Gerade diese Saison ließ sich so lustig für dich an. Wie viel Bälle hättest du noch mitmachen können und wie viel ausgezeichnete Diners! — Und jetzt sollst du auf das Land! — Es ist eine furchtbare Grausamkeit!"

Cilly aber lachte fröhlich auf und umschlang den Nacken der Betrübten, soweit es bei dem Umfange desselben möglich war.

„Nein, es ist reizend, Mama, es ist himmlisch, und ich freue mich darauf wie ein Kind! Das Schönste aber ist doch, daß Marie und Lothar ein Paar werden sollen — ich könnte mich rein auf den Kopf stellen vor Vergnügen."

„Cilly! — Cilly!" rief Ihre Excellenz entsetzt. „Wenn das dein Vater gehört hätte! — Hast du denn nicht gesehen, daß diese That Lothars ihn bis ins Herz getroffen hatte?"

„Nein, Mamachen, davon habe ich wirklich nichts

bemerkt. Glaube mir, im Grunde ist's ihm ganz lieb so, wenn er sich das auch vielleicht heute und morgen selber noch nicht gestehen mag. Wenn man bei strotzender Kraft wegen erschütterter Gesundheit seinen Abschied nehmen soll, muß man wohl ein wenig knurrig und verbissen sein; aber ich wette, nach kaum drei Monaten ist der Papa zu der Erkenntniß gekommen, daß es doch im Grunde viel amusanter und behaglicher sei, den Gutsherrn auf Groß-Hagenow zu machen. Und dann, meine liebe, theure, einzige Herzensmama — dann wird sich auch alles Andere finden!"

Sie küßte die verwunderte Excellenz schallend auf den Mund und flog in ihr Zimmer, um mit eilender Feder einige kleine Briefchen hinzuwerfen! ihre überströmenden, jubelnden Glückwünsche für Lothar und Marie, und zehn kurze Zeilen für Wolfgang Brenckendorf:

„Der Kriegsschauplatz ist verlegt, aber das veränderte Terrain macht uns den Sieg gewiß. Wir haben Wind und Sonne für uns, da kann's nicht mehr fehlen! Morgen früh geht's mit Sack und Pack nach Groß-Hagenow. Wenn ich dir nicht binnen heut und einem halben Jahre telegraphirt habe: Komm! — so muß ich wohl inzwischen gestorben sein. Und dazu fühlt sich durchaus nicht disponirt

deine seelenvergnügte Cilly."

Während die Generalin sorgenvoll überlegte, was man bei einer so überstürzten Uebersiedelung zur ungünstigsten Jahreszeit morgen im Herrenhause zu Groß-Hagenow wohl werde auf den Tisch bringen können, sang und jubilirte es hell wie Lerchengezwitscher durch das Haus:

„Kein Fluß ist so tief, keine Mauer so hoch,
Wenn zwei sich nur gut sind, sie finden sich doch!“

— — — — — — — — — — — — — —

Und diesmal wenigstens hatte sich das übermüthige Töchterchen des Generals als eine treffliche Menschenkennerin bewährt. Wohl wandelte Herr von Brenckendorf ein paar Wochen lang mit der Miene eines Menschenfeindes in den Gefilden seines prächtigen Besitzthums umher, und es hatte durchaus nicht den Anschein, als ob die reichlich gebotene Gelegenheit zum Anblick dummer Bauerngesichter ihm die gehoffte Erquickung bereite. Aber der rothe Adlerorden und das überaus huldvolle königliche Handschreiben, welches bald in allen Zeitungen zu lesen war, konnten ihre heilsame Wirkung auf sein verbittertes Gemüth nicht verfehlen. Auch machte sich allgemach der Einfluß des zugleich vergnüglichen und bequemen Landlebens mit seinen großen und kleinen Jagdausflügen und seinem lebhaften Verkehr der gesellschaftlich gleichstehenden Gutsnachbarn wohlthuend fühlbar. Nach

kaum zwei Monaten war der General frischer und heiterer als seit Jahren, und Cilly, die im Verkehr mit ihrem Vater ein bewunderungswürdiges diplomatisches Geschick offenbarte, hatte in einer besonders günstigen Stunde den Muth, ihm nach allerlei vorbereitenden Umschreibungen ihr großes Geheimniß zu offenbaren. Es schmetterte sie durchaus nicht nieder, ja, es schien ihr nicht einmal unerwartet, daß der General mit einem kategorischen „Niemals!" alle ihre Hoffnungen auf seine Nachgiebigkeit im Keime zu ersticken gedachte. Ohne Thränen und ohne Widerspruch entschlüpfte sie seinem ersten, ziemlich heftig aufwallenden Zorn, und zu seiner geheimen Ueberraschung zeigte sie ihm später weder eine schmollende noch eine trübselige Miene. Aber bei der ersten passenden Gelegenheit lieferte sie ihm durch ein lachend hingeworfenes Wort den Beweis, daß ihr Sinn sich nicht im Mindesten geändert habe und daß sie ihr Avancement zur Frau Zahnärztin allem väterlichen Widerstande zum Trotz als eine unabänderliche Thatsache betrachte. Der General gab sich den Anschein, als habe er es nicht bemerkt, denn Cillys heiteres Gesicht und ihr helles Lachen waren ihm längst viel zu unentbehrlich geworden, als daß er sich ohne zwingende Noth der Freude an ihnen hätte berauben sollen. Und das nämliche Spiel wiederholte sich

immer häufiger und immer offener, bis der General, fast ohne es selber zu bemerken, allgemach dahin kam, Cillys Anspielungen ohne jede Anwandlung von Aerger vernehmen zu können. Die vollständige Kapitulation aber hätte vielleicht doch noch eine geraume Weile auf sich warten lassen, wenn nicht rasch nach einander verschiedene Ereignisse eingetreten wären, welche Seine Excellenz wohl in gute Laune versetzen mußten.

Da war zunächst die Demission des neuen Kriegsministers Grafen Hainried, welche ihm eine nur schlecht verfehlte tiefinnige Genugthuung bereitete. Der schmiegsame und liebenswürdige Generallieutenant hatte offenbar die besonderen Erwartungen nicht erfüllt, welche man auf seine Talente gesetzt; in einer schwierigen, parlamentarischen Situation waren ihm einige von der Regierung sehr peinlich empfundene Niederlagen zu Theil geworden, und sein Abtreten vom Schauplatze der Oeffentlichkeit gestaltete sich demgemäß zu einem viel weniger ehrenvollen, als es das des Generals von Brenckendorf gewesen war. Wenn es dem Letzteren aber in diesem Falle aus naheliegenden Schicklichkeitsgründen nicht gestattet war, seiner Freude einen lauten Ausdruck zu geben, so entfiel dieser Zwang um so vollständiger der zweiten Neuigkeit gegenüber, welche Engelbert auf einem kurzen Urlaubsbesuche in Groß-Hagenow

überbrachte. Der Dragoner-Officier hatte augenscheinlich nicht all' zu schwer an dem Schmerz getragen, welchen die Aufhebung seiner noch nicht einmal öffentlich verkündeten Verlobung mit der Comtesse Hainried ihm bereitet hatte. Er strahlte in Gesundheit, Schönheit und guter Laune wie nur je und platzte schon in der ersten Viertelstunde mit dem Bekenntniß heraus, daß Amor's Rosenketten ihn abermals gefesselt hielten, und diesmal, wie er versicherte, unauflöslich und unzerreißbar. Die Besorgniß, welche sich bei dieser Erklärung auf dem Antlitz des Generals ausprägte, mußte wohl eine völlig unbegründete gewesen sein, denn nachdem ihm Engelbert in einer ernsthaften Unterredung unter vier Augen den Namen seiner Angebeteten genannt und über den Stand der ganzen Angelegenheit berichtet hatte, war er in der allerbesten Stimmung und ließ zur Mittagstafel die für besonders festliche Gelegenheiten aufgesparten, erlesensten Schloßabzüge aus dem Weinkeller holen.

Schon hatte man bei der heiteren Mahlzeit in dem kleinen Familienkreise auf die verschiedensten Gesundheiten angestoßen, als Engelbert sich plötzlich an die Stirn schlug und ausrief:

„Teufel, wie selbstsüchtig man doch wird, wenn man verliebt ist! Da vergesse ich wahrhaftig, daß ich noch was Besonderes zu erzählen habe. Lothar ist

als Hülfsarbeiter in das Justizministerium berufen worden, nachdem ihn der Minister auf Grund seiner Abhandlung über die moderne Strafrechtspflege zu einer langen Unterredung eingeladen. Man spricht allgemein davon, daß er eine große Carrière machen werde."

Sowohl die Generalin als Cilly hatten, sobald Lothars Name zum ersten Mal genannt worden war, etwas zaghafte Blicke auf das Antlitz des Hausherrn geworfen. Und in der That hatte sich etwas wie eine drohende Wolke auf der Stirne des Generals zusammengezogen. Aber ob es nun die Aussicht auf Engelberts glänzende Verheirathung, ob es die Wirkung der feurigen Schloßabzüge oder der durch allen Groll hindurchbrechende Vaterstolz war, welcher diese Wolke verscheuchte — genug, als Engelbert geendet hatte, sagte Seine Excellenz nach einem kleinen Räuspern:

„Es soll mich freuen, wenn man da die Wahrheit spricht. Und wie steht es zwischen Euch? — Immer noch die alte Feindschaft?"

„Gott bewahre! So was halt' ich nicht auf die Dauer aus. Ein hitziges Wort läuft Einem wohl 'mal über die Zunge, und, hol's der Henker, gerade dann am leichtesten, wenn man am tiefsten im Unrecht ist! Im Unrecht aber bin ich damals mit der Marie gewesen, das läßt sich nun schon nicht leugnen, wenn's

auch nicht angenehm ist, es einzugestehen. Und das fraß doch ein bißchen an mir herum, obgleich ich mir ja sagen konnte, daß sie nicht all' zu lange gebraucht habe, um sich zu trösten. Hundertmal war ich auf dem Wege zu ihrem Bruder, bei dem sie ja seit der Verlobung wohnt, um mir Absolution zu holen, aber ich weiß nicht, wie es zuging: vor dem Hause gab's mir jedesmal einen innerlichen Ruck, so daß ich wohl oder übel wieder umkehren mußte. Und die Geschichte hätte sich vielleicht endlos hingezogen, wenn ich nicht eines Morgens in einer menschenleeren Allee des Thiergartens auf meinen Herrn Bruder gestoßen wäre. Wie er mich sah, machte er ein Gesicht wie acht Tage Regenwetter, und wir gingen an einander vorüber, ohne uns zu grüßen. Aber nach drei Schritten gab es mir wieder so einen innerlichen Ruck, ich fuhr herum und —"

„In den Armen lagen sich Beide," deklamirte Cilly pathetisch, „und weinten vor Schmerzen und Freude."

„Na, das nun gerade nicht! Aber es mußte mir wohl auf dem Gesicht geschrieben stehen, was ich ihm gerne gesagt hätte, und so streckte er mir denn seine Hand entgegen, noch ehe ein Wort zwischen uns gefallen war. Wir promenirten gemeinschaftlich weiter und nach einer kleinen halben Stunde war zwischen

uns Alles wieder glatt und eben, wie sich's gehört. Seitdem ist keine Woche vergangen, daß wir nicht alle vier einen Abend oben bei Wolfgang gemüthlich verplaudert hätten, und ich versichere Euch auf Ehre: wenn ich früher in Marie verliebt war, so habe ich heute einen beinahe ehrfürchtigen Respekt vor ihr. Das ist die rechte Frau für Lothar, und das Herz geht Einem auf, wenn man die Beiden so im Stillen beobachtet. Sie ist aufgeblüht wie ein Röslein, und in Lothar werdet Ihr den alten Brummbären und Stubenhocker auch schwerlich wieder erkennen!"

Der General hustete und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit seinem Teller. Cilly aber fragte anscheinend ganz unbefangen:

„Und Wolfgang? — Du unterhältst jetzt also freundschaftlichen Verkehr mit ihm?"

„Gewiß! — Ist ja trotz seiner demokratischen Schrullen ein prächtiges altes Haus, und es weiß ohnedies schon die ganze Welt, daß wir Vettern sind. Stößt sich aber Niemand mehr daran, auch nicht unter den Kameraden! Halb Berlin hebt ihn ja wegen seiner Geschicklichkeit in den Himmel, und das Gold kann er nur so mit Scheffeln messen. Er hat mich übrigens beauftragt, meinen verehrten Eltern die schönsten Empfehlungen und meinem lieben Schwesterchen die herzlichsten Grüße auszurichten."

Der General schwieg noch immer, aber er sah garnicht so böse aus, daß man dies Schweigen hätte für ein schlimmes Zeichen nehmen müssen. Das Thema wurde dann nicht weiter berührt; aber als Engelbert am nächsten Tage von Eltern und Schwester in dem eleganten Landauer des Gutsherrn zur Station begleitet wurde, sagte Seine Excellenz plötzlich:

„In drei Wochen feiern wir ja den Geburtstag der Mama; wenn du deinen Bruder dazu mitbringen willst, Engelbert, so soll er mir herzlich willkommen sein.“

„Das ist ein Wort, Papa! — Seit gestern liegt mir's auf dem Herzen, ohne daß ich die Courage hatte, damit heraus zu platzen. — Aber — Eines muß ich doch auf jede Gefahr hin sagen: Allein — allein kommt er nimmermehr!“

„Nun, so soll er mit seiner Braut kommen! — Ich denke, es ist Platz genug im Schlosse!“

Obwohl sie im offenen Wagen fuhren und obwohl rechts und links auf den Feldern die Tagelöhner an der Frühlingsbestellung waren, sprang Cilly doch aus den Polstern auf, um sich dem General an den Hals zu werfen.

„O du Herzenspapa! — Aber ich wußte es ja, hier draußen würde sich Alles finden!“

— — — — — — — — — — — — — —

An dem nämlichen Tage empfing Wolfgang

Brenckendorf ein Telegramm, welches nichts weiter enthielt als das einzige Wörtchen „Komm!“ — und wenn es auch nicht gerade der Schah von Persien war, den er im Stich lassen mußte, so nahmen es ihm doch einige seiner vornehmsten Patienten sehr übel, daß er sich genöthigt sah, in dringender und unaufschiebbarer Angelegenheit plötzlich eine Reise anzutreten. Der Empfang, welchen er auf Groß-Hagenow fand, war zwar ein wenig steif und kühl, doch von verbindlichster Höflichkeit, und nach Beendigung der fast einstündigen Unterhaltung, welche der General in seinem Arbeitskabinet mit dem Besucher hatte, schien auch der Verkehrston ein wesentlich wärmerer geworden zu sein. Jedenfalls hatte Seine Excellenz nichts dagegen einzuwenden, daß Cilly ihrem Vetter ohne weitere Begleitung den Park und die Gewächshäuser zeigte, und als sich der Zahnarzt am Abend verabschiedete, sagte er beim letzten Händedruck:

„Was bleibt mir altem Manne Anderes übrig als mich besiegt zu geben! — Auf frohes Wiedersehen denn, mein lieber Sohn!“ —

— — — — — — — — — — — — — —

Während im festlich erleuchteten Speisesaale des Schlosses Groß-Hagenow die Gläser der Gäste an einander klangen auf das Glück der beiden Brautpaare des Hauses Brenckendorf, trieb der laue Früh-

lingswind sein Spiel mit den jungen Grashalmen auf einem schmucklosen Grabe. Weder Kreuz noch Stein nannte den Namen desjenigen, welchen man vor Monaten da unten gebettet. Nur ein schwarzes Stäbchen war am Kopfende des Hügels in die Erde gesteckt, und es trug neben einer Zahl die Buchstaben J. H. — Nichts war da, das die Erinnerung an den armen Studenten aus Galizien auch nur für eine kurze Spanne Zeit hätte wach erhalten können im Gedächtniß der Menschen; die Spur seines Daseins war vertilgt und ausgelöscht, als hätte er niemals unter den Lebenden gewandelt.

Der Arm der irdischen Gerechtigkeit hatte ihn nicht mehr erreicht, um zu strafen, was er verschuldet. Er war vor einen Richter gerufen worden, von dem wir nicht wissen, wie schwer er die Sühne bemißt für unser Irren und Fehlen.

Das nur wissen wir, daß die kleinen Wiesenblumen auch über dem Haupte des Sünders blühen und daß die Nachtigall ihre sehnsüchtig süße Weise singt auch in dem Busch, der aus seinem Grabe sprießt.

Ende.

Druck von G. Reusche in Leipzig.